

Gesellschaftsordnung, Mentalität und Schriftsprache im Barock¹

Karsten RINAS

Abstract

Social Order, Mentality and Written Language in the Baroque Period

This paper discusses striking, ‘bizarre’ features of textual design and language use in the Baroque period. These features include high complexity, prolixity, conspicuous formulas of politeness, indirectness, mixing of style levels, and the extensive use of a ‘squiggly’ script and other typographic devices. The perspective of social history and history of mentality is used to explain these phenomena. In particular, this paper reflects the influence of the estates in society and the role of confessional differences.

Keywords: Baroque language, text composition, syntax, politeness, social history

DOI: 10.15452/StudiaGermanistica.2023.32.0002

Contact: Palacky University Olomouc, Karsten.Rinas@upol.cz

1. Irritationen

Texte der Barockzeit erscheinen heutigen Lesern in mancher Hinsicht fremdartig, ja bizarr, insbesondere dann, wenn man auf Originalausgaben zurückgreift. Diese Wirkung erzeugt bereits das Schriftbild der ‚verschnörkelten‘ Fraktur; aber auch die überlangen Buchtitel sowie die hochkomplexen emblematischen Darstellungen machen einen irritierenden Eindruck. Vor allem aber zeigt uns der Duktus barocker Texte, dass deren Verfasser andere Gestaltungsmaximen befolgt haben müssen, als wir sie heute gewohnt sind.

Es wäre eine Aufgabe der Sprach- und Literaturgeschichte, diese Differenzen zwischen barocker und moderner Textgestaltung aufzuarbeiten und zu erklären. Namentlich in der Sprachgeschichte wird dieser Aufgabe jedoch nicht viel Aufmerksamkeit gewidmet.² Dies sei hier am Beispiel der deutschen Sprachgeschichte von Peter von Polenz illustriert.³ Deren zweiter Band (von Polenz 2013) behandelt das 17. und 18. Jahrhundert vorrangig als eine „von der absolutistischen

¹ Diese Studie ist entstanden im Rahmen eines vom Tschechischen Schulministerium geförderten und an der Palacký-Universität Olomouc realisierten Projekts (IGA_FF_2023_028).

² Vonseiten der Literaturgeschichte liegen hingegen viele wertvolle Beiträge vor, deren Befunde im Folgenden reflektiert werden. Zu dieser Asymmetrie zwischen Literatur- und Sprachwissenschaft vgl. auch Hundt (2000:1).

³ Die Ausführungen zum Barock in anderen neueren Sprachgeschichten sind ähnlich zu beurteilen; vgl. etwa Brundin (2004: Kap. 5–9), Ernst (2005: § 6.1), Roelcke (2009: § 6.4), Schmid (2013: § 2.6) und Riecke (2016: Kap. 5).

Fürstentum geprägte Epoche“ (S. 1). Als wichtige soziale Gruppe für die Entwicklung der deutschen Sprachkultur in dieser Zeit wird „eine sehr kleine, heterogene, auf die Residenzstädte konzentrierte Oberschicht“ hervorgehoben, „die durch *unterthäniges, gehorsamstes, ergebenstes* Verhalten auch partiell staatstragend wurde und sich durch Bildung und Privilegien zunehmend vom *Pöbel* distanzierte: der Hofadel und das neu entstehende Bildungsbürgertum“ (S. 6). Diese Gruppe bemühte sich um die Kultivierung des Deutschen „unter stark schreibsprachlichen und akademischen Gesichtspunkten und mit teilweise übersteigerten formalen und ästhetischen Ansprüchen“ (S. 1f.). Als derlei Übersteigerungen behandelt von Polenz u. a. die ausgeprägte Fremdwortbekämpfung und die Dialektverachtung. – Insgesamt wirkt diese Konzeption transparent und einleuchtend, doch trägt sie wenig dazu bei, die Spezifika barocken Sprachgebrauchs zu verstehen. Allenfalls könnte der Hinweis auf die ‚opportunistische‘ Chancennutzung durch „*gehorsamstes, ergebenstes* Verhalten“ den Gebrauch barocker Devotionsformeln erklären.

Als prägenden Faktor betrachtet von Polenz somit den Absolutismus. Hingegen ist *Barock* für ihn kein Schlüsselbegriff. Dennoch bemüht er diesen Begriff wiederholt (etwa S. 24, 63, 91, 208 u.ö.). Detailliertere Ausführungen dazu, was denn Barock sei oder wie er sich sprachlich manifestiere, finden sich jedoch zunächst nicht. Erst als das Wirken des Aufklärers Gottsched thematisiert wird, kommt von Polenz auf von diesem ‚überwundene‘ sprachliche Besonderheiten des Barock zu sprechen. Demnach verwirft Gottsched

„zugunsten der Klarheit, Kürze und rationalistischen Übersichtlichkeit [...] Kanzleistil im allgemeinen, frühhd. oder barocke Angewohnheiten im Besonderen: Satzverschachtelung, Häufung von Verbformen am Satzende, pleonastische Wortbildungen, überflüssige Präfixe, Weglassung des finiten Verbs (afiniten Nebensatz) und des Subjekt-*ich*, doppelte Verneinung“ (S. 171).

Im weiteren Verlauf der Darstellung ist dann wiederholt vom ‚barocken Kanzleistil‘ die Rede (S. 182, 219, 296), doch wird nicht erläutert, ob dieser quasi zufällig mit dem Barock assoziiert war oder ob es einen Zusammenhang mit anderen Tendenzen dieser Epoche gab.

Auch die sozialhistorische Fundierung in von Polenz’ Darstellung wirkt zumindest ergänzungsbedürftig. Die Auffassung, dass der absolutistische Staat „ein hohes Maß an Untertanengehorsam“ erreichte (S. 4), ist in jüngeren Studien hinterfragt worden,⁴ wobei die ambivalente Rolle der Ständeordnung reflektiert wurde (vgl. Abschnitt 2.3.5). In von Polenz’ Sprachgeschichte erfährt man jedoch lediglich, dass „die alte Stände-Gesellschaft“ auch über das Spätmittelalter hinaus fortbestand und „die sozialökonomische Entwicklung behinderte“ (S. 6). Hatte diese Gesellschaftsordnung in dieser Zeit keinen weiteren kulturellen Einfluss?

In diesem Beitrag soll der Versuch unternommen werden, Spezifika der barocken Schriftsprache aus sozial- und mentalitätshistorischer Perspektive zu erklären. Namentlich die Mentalitätsgeschichte bietet einen hilfreichen heuristischen Ansatz.⁵ Ihr Ausgangspunkt ist der „*ethnographische Blick auf die Geschichte*, der die eigene Geschichte untersucht wie eine fremde Kultur“ (Reinhard 2006:10). Forciert wird eine solche Perspektive gerade dort, wo der Historiker auf ein irritierendes Phänomen stößt. Ein gutes Beispiel nennt Dinzelbacher (2008:XXXVII):

„Wir wissen schlichtweg nicht, wie wir es einordnen sollen, wenn wir [...] damit konfrontiert werden, daß hochgelehrte und intelligente Juristen des 15.–18. Jahrhunderts, geistliche wie weltliche, deren Überlegungen wir sonst weitestgehend ohne Schwierigkeiten folgen können, immer wieder regelrechte Prozesse u. a. gegen Mäuse führten, denen verschiedene Fristen zum Verlassen eines von ihnen befallenen Feldes gesetzt werden (junge und schwangere haben einige Tage länger Zeit), was man ihnen alles auf Gerichtskosten durch einen Boten formell vor Ort verkündete und wogegen ihnen ein Verteidiger konzedierte wird. Glaubten die Intellektuellen in jenen Jahrhunderten in der Tat, daß Mäuse die menschliche Sprache verstünden?“

⁴ Vgl. hierzu Freist (2008:5, 18–20, 27–32, 60–69).

⁵ Vgl. hierzu etwa Reinhard (2006) und Dinzelbacher (Hrsg.) (2008).

Es liegt auf der Hand, dass solche Fälle das Bedürfnis wecken, den ‚geistigen Horizont‘ der damaligen Protagonisten zu rekonstruieren, deren Verhalten also zu interpretieren im Kontext damals herrschender Vorstellungen und Praktiken. In analoger Weise sollen hier einige für uns ‚bizarre‘ Techniken barocker Textgestaltung thematisiert werden.

Die hier gewählte Beschränkung auf die Schriftsprache ist nicht allein dem Umstand geschuldet, dass uns aus dieser Zeit nur schriftliche Sprachquellen erhalten sind; es soll dadurch auch zum Ausdruck gebracht werden, dass hier ein gehobener, durchaus elitärer Sprachgebrauch im Vordergrund des Interesses steht, ein Gebrauch, der in publizierten deutschen Texten dieser Zeit gepflegt wurde und der sich fraglos von normalen Alltagskonventionen abhob.⁶

Die Darstellung hat folgenden Verlauf: In Abschnitt 2 wird der Barock auf sozialhistorischer Grundlage als eine spezifische Denk- bzw. Verhaltensweise bestimmt. In Abschnitt 3 werden wichtige sprachtheoretische Beiträge des Barock gewürdigt und ausgewählte sprachliche Phänomene mentalitätshistorisch verortet. In Abschnitt 4 wird das Verhältnis von Barock und Protestantismus diskutiert. Im abschließenden Abschnitt 5 werden die Überwindung des barocken Denkens in der Aufklärung und die sich hieraus ergebenden Konsequenzen für dessen Wahrnehmung behandelt.

Die Fragestellung dieses Beitrags ist nicht grundlegend neu. Bereits Sperber (1929) hat sich um eine historisch-politisch fundierte Charakterisierung der Barocksprache bemüht. Zudem gibt es wertvolle Beiträge von literaturwissenschaftlicher Seite, z. B. Sinemus (1978), Trunz (1992) oder Meid (2009), aber auch vonseiten der Geschichtswissenschaft, der Kunst-, Musik- und Theatergeschichte.⁷ Wichtige ‚Säulen‘ des vorliegenden Beitrags sind zudem die historische Studie zur Höflichkeit von Beetz (1990) sowie jüngere Beiträge zur Theatralität (etwa Fischer-Lichte 2012).

2. Was ist Barock? Eine Annäherung

Die Bezeichnung *Barock* wird in der Forschung unterschiedlich verwendet; mitunter wird sogar ihre heuristische Brauchbarkeit bezweifelt. Daher sind hier begriffliche Vorklärungen vonnöten. Damit soll auch eine Grundlage geschaffen werden, um die hier interessierenden sprachlichen Phänomene besser einordnen zu können.

2.1. Raumzeitliche Eingrenzungen – konfessionelle Aspekte

Die kulturhistorische Epoche des Barock fällt in den Zeitraum vom ausgehenden 16. Jahrhundert bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, wobei der ‚feste Kern‘ im 17. Jahrhundert zu verorten ist.⁸ Diese zeitliche Ausdehnung deckt sich weitgehend mit der sozialpolitisch definierten Epoche des Absolutismus. Das Zeitalter des Barock/Absolutismus folgt auf die Renaissance, und es wird abgelöst von der Epoche der Aufklärung.

Häufiger wird das Barockzeitalter eng assoziiert mit der Gegenreformation und folglich mit dem Katholizismus.⁹ Demnach wäre Barock primär situiert in den katholischen Ländern Europas, also etwa in Italien, Frankreich, der Habsburgermonarchie sowie in Teilen Deutschlands.¹⁰ Dies forciert die Auffassung, dass bei der Bestimmung des Barock die religiöse Dimension eine zentrale Rolle spielt. In diesem Sinne ließe sich die katholische ‚Barockfrömmigkeit‘ als maßgebend bestimmen, eine ritualisierte, sinnliche, zeichenhafte Religionspraxis, die sich deutlich von der protestantischen Frömmigkeit unterschied.¹¹ Sie war namentlich im Habsburgerreich stark ausgeprägt,¹²

⁶ Vgl. schon Sperber (1929:674); vgl. etwa auch Martino (1976:121f.) und Beetz (1990:11).

⁷ Inspirierend für diesen Beitrag war auch der interdisziplinäre Sammelband Brabant/Liebermann (Hrsg.) (2017).

⁸ Vgl. etwa Niefanger (2012:14, 20), Brabant/Liebermann (2017:10) sowie Füßel (2017:24).

⁹ Vgl. etwa Vocelka (2017:167f.). Vgl. auch schon Weisbach (1921).

¹⁰ Vgl. etwa Niefanger (2012:15–17).

¹¹ Vgl. etwa Maurer (1999:50–53), Münch (1999:114–116, 120f.), Klüeting (2007:316–321), Niefanger (2012:62f.).

¹² Vgl. Coreth (1982).

aber etwa auch in Bayern.¹³ Ist somit Barock eine genuin katholische Erscheinung? Teilweise wurde so argumentiert, etwa von Alewyn (1974:271). Differenzierter urteilt Schilling (2022:188f.), indem er „Zonen der Farb-, Form- und Lebensfülle des südlich gleißenden Bildbarocks der katholischen Länder“ abgrenzt von solchen „des nördlich-kargen, nicht selten düsteren, rational gezügelten Wort- und Oratorienbarocks des Protestantismus“. Diese differenziertere Konzeption erscheint aus sprachkultureller Perspektive zweckmäßiger, da sie die Einbeziehung von im protestantischen Umfeld entstandenen Schriften ermöglicht, die gemeinhin als typisch barock gelten (vgl. Abschnitt 4).

2.2. Zur Begriffsgeschichte

Barock ist keine Eigenbezeichnung der Epoche. Der Terminus wurde erst im 19. Jahrhundert etabliert, insbesondere von den Kunsthistorikern Jacob Burckhardt und Heinrich Wölfflin.¹⁴ Im Selbstverständnis der Vertreter des Barock-Zeitalters gab es auch keine klare Abgrenzung zur Renaissance. So wurden Renaissance-Künstler wie Michelangelo, Raffael und Tizian von Barock-Künstlern durchaus als Vorbilder angesehen.¹⁵

Der Ausdruck *Barock* war allerdings schon im 18. Jahrhundert als (negativ konnotierte) Bezeichnung von Stileigenheiten in Gebrauch, ohne jedoch zunächst eine deutlicher umrissene Epoche zu markieren.¹⁶ Die Etymologie des Ausdrucks ist nicht gesichert; es konkurrieren mehrere Hypothesen darüber, von welchem Wort er abgeleitet sein könnte:¹⁷

- a) von lateinisch *verruca* (= Warze);
- b) von portugiesisch/spanisch *barocco/barrueco* (= schief geformte Perle);
- c) von dem Kunstwort *baroco* der traditionellen Logik/Syllogistik, mit welchem eine bestimmte Schlussformel bezeichnet wird. (Deren Gültigkeit kann traditionell nur indirekt, durch eine *reductio ad absurdum*, bewiesen werden.)

Hiermit sind also folgende Aspekte angesprochen: Wucherung, Verformung, Kompliziertheit, Verschlungenheit, Indirektheit. Diese vermitteln zumindest einen ersten Eindruck davon, was den Barockstil ausmacht. Es bleibt jedoch genauer zu klären, wie sich dieser konkret manifestierte und warum er gerade im 17. Jahrhundert so verbreitet war.

2.3. Sozial- und kulturhistorische Hintergründe

Im Folgenden wird das Ziel verfolgt, Spezifika der Barockzeit aus ihren sozialhistorischen Grundlagen abzuleiten. Wir beschränken uns auf die Hauptlinien und wichtigsten Faktoren.

2.3.1. Individualität – Ständegesellschaft – Absolutismus

Dem Barock ging das Zeitalter der Renaissance und Reformation voraus, ein Zeitalter, in dem laut van Dülmen (1997:15f.) „die ‚Entdeckung‘ des Individuums und des individuellen Lebens ein großes Thema“ war:

„Die Einmaligkeit des Selbst wird erstmals von Theologen und Philosophen anerkannt und subjektiv beschrieben. Die meisten Menschen verstanden sich zwar noch lange vorrangig als Christen oder als Mitglieder einer Familie oder eines Standes, doch mehren sich die Bemühungen, ein selbstbestimmtes Leben zu führen.“

¹³ Vgl. etwa Klüeting (2007:318).

¹⁴ Vgl. etwa Brabant/Liebermann (2017:9–14) sowie Erben (2020:7–12).

¹⁵ Vgl. Erben (2020:15–17).

¹⁶ Vgl. Leonhard (2017: 269f.).

¹⁷ Vgl. Erben (2020:9) und Leonhard (2017:247–258).

Dieser Wandel zeigt sich in der Renaissance besonders deutlich bei Intellektuellen wie Erasmus von Rotterdam und Michel de Montaigne, in der Porträtkunst etwa bei Albrecht Dürer.¹⁸ Auch in der (frühen) Reformation manifestierte sich die Tendenz zur Individualisierung, welche verknüpft war mit einer „Absage an die alte Autorität der Papstkirche“:

„Das Heil des Einzelnen ist nicht mehr abhängig von der Mittlerschaft der Priester und der Sakramente, sondern jeder Mensch steht in einem ‚unmittelbaren‘ Verhältnis zu Gott und kann direkt der Gnade teilhaftig werden. [...] Zwar wird mit der Etablierung der protestantischen Kirche durch die neue Unterordnung unter ihre Orthodoxie vieles wieder zurückgenommen. Doch die Idee der Eigenverantwortlichkeit, die Idee der Gewissensfreiheit und der Selbstkontrolle bleiben Prinzipien der religiösen Bewegung, die in ungewöhnlich kurzer Zeit weite Teile Europas erfaßt hat.“ (van Dülmen 1997:19f.)

In deutlichem Kontrast zu diesen Individualisierungstendenzen stand die aus dem Mittelalter ererbte Ständegesellschaft.¹⁹ Diese dominierte auch in der Frühen Neuzeit; die Tendenzen zur standesgemäßen Abgrenzung wurden sogar seit dem 17. Jahrhundert verstärkt.²⁰ In dieser Gesellschaftsform gab es „eine rigid festgeschriebene und erstmals auch herrschaftlich abgesicherte Ständeordnung“, „in der jede Gruppe und jeder einzelne erstmals eine klar definierte Rolle zugewiesen bekam, der er sich bei Verlust von Ehre und Privileg fügen mußte“ (van Dülmen 1981:20f.). Grundsätzlich wurde man in einen Stand hineingeboren.²¹ Gänzlich starr war diese Zuordnung jedoch nicht. So gab es etwa die Möglichkeit, in den Priesterstand aufzusteigen, da sich dieser aufgrund des Zölibats nicht reproduzieren konnte. Gewisse Aufstiegsmöglichkeiten boten sich zudem in den Tätigkeitsfeldern Politik/Verwaltung, Bildung und Wirtschaft.²²

Traditionell wurden drei Stände unterschieden: der Klerus, der Adel und die Bauern. Daneben gab es die Bürger, die aber eigentlich keinen eigenen Stand konstituierten, sondern ihren Status nur innerhalb einer konkreten Stadt besaßen.²³ Diese Grobgliederung wurde jedoch den realen Verhältnissen nicht gerecht. Im Grunde ist schon die Rede von ‚einer‘ Ständegesellschaft irreführend; vielmehr handelte es sich um eine

„Stufenfolge verschiedener ‚Gesellschaften‘ [...], in denen in verschiedener Weise Herrschaft ausgeübt wurde: im Verhältnis zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Herr und Knecht [...] und schließlich zwischen Regent und Untertanen. Auf allen diesen ineinander verschachtelten Ebenen [...] gab es Herrschaft. [...] Daraus folgte, dass es eine Vielzahl unterschiedlicher Rechtskreise und eine Vielzahl unterschiedlicher persönlicher Rechtsstellungen gab. Der Bürger einer Stadt genoss andere Rechte als der bloße Einwohner, der bäuerliche Untertan eines adligen Grundherrn andere als der freie Bauer, der Hofdiener eines Landesherrn andere als der Professor einer Universität [...]. Der Rechtsstatus des einzelnen war sein ‚Stand‘.“ (Stollberg-Rilinger 2017:68)

Im Unterschied zu unserer modernen Gesellschaft galt damals „die fundamentale Rechtsungleichheit zunächst als völlig selbstverständlich und legitim“ (Stollberg-Rilinger 2017:69).

Es liegt auf der Hand, dass diese Sichtweise mit der Individualitäts-Konzeption kollidiert:

„In der ständischen Verfassung gibt es die uns geläufigen Differenzierungen zwischen Individuum, Gesellschaft und Staat, dem öffentlichen, beruflichen und privaten Bereich, noch nicht. Der ‚Stand‘ ist eine Lebensform, in die man hineingeboren wird und die die gesamte Existenz bis hin zum äußeren Erscheinungsbild beherrscht.“ (Fick 2016:30)

¹⁸ Vgl. van Dülmen (1997:25–38).

¹⁹ Zu dieser Gesellschaftsform vgl. etwa Münch (1999: Kap. 5) und Stollberg-Rilinger (2017: Kap. 3).

²⁰ Vgl. Reinhard (2006:315–321).

²¹ Vgl. etwa Reinhard (2006:311), Stollberg-Rilinger (2017:69).

²² Vgl. etwa Beetz (1990:256–258) und Reinhard (2006:311–315).

²³ Vgl. Reinhard (2006:315–318).

Dieses Prinzip führte zu „einer tendenziell alle Bereiche des Alltagsverhaltens normativ regelnden, konventionell geprägten standesgemäßen Lebensführung“ (van Dülmen 1981:20f.). Fast alles konnte zu einem Symbol der Standesehre werden: die Kleidung, die Sitzordnung in der Kirche, Umgangsformen, Anreden sowie generell der Sprachgebrauch. Wem welches Standessymbol (und der entsprechende Rang) zustand, war jedoch keineswegs immer unkontrovers, sondern führte häufiger zu Auseinandersetzungen, die mitunter vor Gericht endeten (vgl. 2.3.2).

Parallel zu dieser Ordnung gab es in der Barockzeit absolutistische Tendenzen, also Bestrebungen, eine Gesellschaft zu etablieren, in welcher der an der Spitze stehende Herrscher uneingeschränkt über seine Untertanen bestimmen kann. Forciert wurde dieses Konzept durch das Bedürfnis, den Religionsfrieden innerhalb der Staatsgebilde zu sichern.²⁴

Idealerweise wollte der absolutistische Herrscher seine Macht unmittelbar ausüben, also unter Umgehung etablierter Machtstrukturen. Insofern befand sich die absolutistische Konzeption in einem potenziellen Gegensatz zur Ständeordnung.²⁵ Dies zeigte sich deutlich in der Rechtspraxis. Traditionell wurde oft angenommen, dass in der absolutistischen Staatsform Gesetze effektiv erlassen und durchgesetzt wurden. In neueren Beiträgen wurde jedoch nachgewiesen, dass die Nichtanwendung von Gesetzen damals eher die Regel als die Ausnahme war. Schlumbohm (1997) demonstriert dies durch zahlreiche Beispiele, und er erklärt die beschränkte Durchsetzbarkeit von Gesetzen dadurch, dass die absolutistischen Herrscher „mit intermediären, regionalen und lokalen Gewalten“ kooperieren mussten (S. 658). Dies sollte jedoch nicht einfach als Mangel, sondern als grundlegendes Spezifikum dieser Epoche wahrgenommen werden. Schlumbohm zufolge ging es beim Erlassen von Gesetzen gar nicht primär um die praktische Wirkung, sondern um die Signalisierung von Macht. So wurden Gesetze zumeist in ritualisierter Form verlesen und angeschlagen, mitunter auch mit illustrierten Warnschildern dargestellt. Damit bekundete die Obrigkeit ihre Zuständigkeit und machte sich selbst sichtbar. Schlumbohm sieht „das Spezifische an den Staaten der Frühen Neuzeit“ somit darin, „daß das Erlassen von Gesetzen ein wesentliches Feld der Selbstdarstellung war“ (S. 661).

2.3.2. Widersprüche und Klugheit

Es erscheint plausibel, den Gegensatz zwischen der Erlassung und der Durchsetzung von Gesetzen als konstitutiven Bestandteil des Absolutismus anzusehen.²⁶ Dennoch bleibt dies ein Widerspruch, und dies wurde auch in der zeitgenössischen Diskussion wahrgenommen.²⁷ Zudem gab es zahlreiche weitere Widersprüche.²⁸ Auch das Individualitätsprinzip, die Ständegesellschaft und der Absolutismus konnten kaum als kompatibel erscheinen. Wie lassen sich etwa das Prinzip der individuellen Entfaltung und die Ständegesellschaft aufeinander beziehen? – Theoretisch sind zwei Extrempositionen denkbar:

- i. die fatalistische Sicht, die dem Individualitätsprinzip entgegengesetzt ist: demnach ist die Stellung eines Individuums in der Gesellschaft gottgegeben und somit hinzunehmen;
- ii. die revolutionäre Einstellung, die der Ständegesellschaft entgegengesetzt ist: demnach ist eine Gesellschaft, die die Entfaltung des Individuums blockiert, ungerecht; sie muss folglich (notfalls gewaltsam) durch eine gerechtere Gesellschaftsform ersetzt werden.

Position i) dürfte im Mittelalter verbreitet gewesen sein; Position ii) entspricht der Grundhaltung der Aufklärung. – Die typische Haltung des Barockzeitalters liegt nun sowohl zeitlich als auch konzeptionell zwischen diesen Extremen:

²⁴ Vgl. etwa Freist (2008:9, 12, 24f.), Vocolka (2017:168–174) sowie Ottmann (2017:42f.).

²⁵ Vgl. etwa auch Meid (2009:11–14) und Fick (2016:29).

²⁶ Vgl. etwa auch Münch (1999:104–108) und Maurer (1999:39).

²⁷ Vgl. die Beispiele bei Schlumbohm (1997:652f., 659, 661f.).

²⁸ Münch (1999) charakterisiert das 17. Jahrhundert gar als „Jahrhundert des Zwiespalts“ und verweist auf zahlreiche Gegensätze (S. 10, 17, 22, 163–166).

iii) die barocke Einstellung: Das Individuum erlangt den angestrebten Rang, indem es die bestehende (absolutistische) Ordnung preist und gegebenenfalls verteidigt – und gerade damit auf geschickte indirekte Weise die Aufmerksamkeit der Herrschenden auf sich zieht.

Eine typisch barocke Verhaltensweise ist somit ein dem eigenen Vorteil dienendes geschicktes und strategisches Vorgehen. Dies reflektieren zwei Schlagwörter der Zeit: *politisch* und *galant*.²⁹ So bestimmt Rohr (1730) die „Politica“ als „die Klugheit zu leben“. Diese biete „Regeln und Handgriffe, wie man auf eine zuläßige Weise sich durch seine Handlungen mancherley Nutzen zuwege bringen“ und „auf eine bequeme Weise sein *Interesse* befördern“ solle (S. 3f.). Und die „Galanterie“ erklärt Rohr als „eine Geschicklichkeit bey seinem äusserlichen Wesen, den meisten oder doch den vornehmsten, zu gefallen“ (S. 6). In beiden Fällen geht es also um Verhaltensformen, die den eigenen Interessen und dem gesellschaftlichen Aufstieg dienen. Diese utilitaristische Ausrichtung wurde schon von Zeitgenossen kritisch wahrgenommen.³⁰ Auch in der Forschung finden sich ähnliche Einschätzungen.³¹ Man sollte jedoch nicht vergessen, dass diese Konzeption eingebettet war in ein christlich-moralisches Wertesystem.³²

Die barocke Position iii) laviert also zwischen einer Affirmation der bestehenden Ordnung und dem Versuch, diese zum eigenen Vorteil zu korrigieren. Man könnte auch sagen: Die barocke Aufstiegsstrategie macht sich den Widerspruch zwischen der absolutistischen und der ständeorientierten Konzeption zunutze; man versucht die Standesgrenzen zu überwinden, indem man sich dem absolutistischen Herrscher oder anderen ‚hohen Herren‘ andient. Beetz (1990:139) hebt hervor, dass diese Strategie gerade „im Zeitalter des landesväterlichen Absolutismus“ funktional war: „Aufgrund der Personalisierung von Beziehungen, die heute sachlichen Charakter tragen, mußte dem Erwerb von Beziehungskapital ein gesteigerter Wert zufallen.“³³

Ein etabliertes Interaktionsritual für diese Zwecke war das ‚Compliment‘, mit welchem man Achtung und Zuneigung bekundete.³⁴ Es handelte sich hierbei keineswegs um eine reine Geste der Erniedrigung, denn allein die Komplimentierfähigkeit war bereits ein Statussymbol:

„Nicht jedem Lakaien ist es erlaubt, seinen Herrn zu grüßen und ihm ein mündliches oder schriftliches Kompliment abzustatten. Ebenso schlecht wäre ein Untertan beraten, der seinem Landesherrn zum Geburtstag gratulieren wollte. Er bleibt für ihn in einer vom Verbalritual unerreichbaren Höhe. [...] Das sprachliche wie nichtsprachliche Kompliment ist demnach im Traditionsverständnis nicht Ausdruck der Knechtseligkeit, sondern des Standesbewußtseins eines freien Mannes.“ (Beetz 1990:133f.)

Aber gerade auch in diesem Interaktionsritual manifestiert sich ein Widerspruch, da die hiermit verbundenen konventionellen Übertreibungen dazu führen, dass „die Selbst- und Partnercharakterisierung im Compliment sich nicht mit dem wahren Partner- und Selbstbild deckt“ und somit „die gezielte, wohlwollende Uminterpretation zu den grundlegenden Verfahren“ zählt (Beetz 1990:135). Somit ist bereits dieser fundamentale soziale Akt geprägt durch das Moment der Indirektheit (vgl. 2.3.3).

Der Gegensatz zwischen individuellen Aufstiegsbemühungen und der ständeorientierten Konzeption hatte weitreichende Konsequenzen für das barocke Alltagsleben. Stollberg-Rilinger (2001) illustriert dies am Beispiel von Rangkonflikten, die im Zeitraum zwischen 1650 und 1750 so häufig gerichtlich ausgetragen wurden, dass hierin ein charakteristisches Problem gesehen werden kann. Diese Konflikte entstanden häufig dort, wo die gesellschaftliche Hierarchie räumlich abgebildet werden sollte, etwa bei Sitzordnungen oder Reihenfolgen in kirchlichen Messen (S. 389). Die

²⁹ Vgl. Steinhausen (1895). Vgl. etwa auch Bremer (2008:142f.).

³⁰ Vgl. schon Zedlers Lexicon (1741: Sp. 1528). Vgl. auch Steinhausen (1895:29).

³¹ Vgl. etwa Meid (2009:60–62) sowie Ottmann (2017:49f.).

³² Vgl. auch Beetz (1990:292) und Gardt (1999:164–166).

³³ Zum Wandel von der Personalisierung zur Institutionalisierung vgl. Münch (1999:93f.) und Freist (2008:5–8).

³⁴ Vgl. Beetz (1990:109 u. 168).

Klärung solcher Streitfragen war schwierig, weil „konkurrierende Rangkriterien“ zu berücksichtigen waren, „etwa Amt, akademischer Grad, Geschlecht oder Anciennität“, gegebenenfalls auch Reichtum (S. 398). – Eine paradoxe Situation: Die Menschen des Barock lebten in einer prinzipiell starren Gesellschaftsordnung, aber diese basierte auf immer wieder neu auszuhandelnden Kriterien. Dies galt insbesondere für die Schicht der ‚Bürgerlichen‘ – und gerade sie trugen solche Rangkonflikte oft vor Gericht aus (S. 401f.).

2.3.3. Indirektheit und Höflichkeit

Die im vorangegangenen Abschnitt skizzierte barocke Einstellung iii) basiert auf dem Prinzip der Indirektheit. Dies ist nicht verwunderlich: In einer Welt voller gravierender Widersprüche ist die geradlinige, kompromisslose Vorgehensweise mit Risiken verbunden, denn ein allzu deutliches Hervorheben dieser Widersprüche könnte als Störung der (fragilen) Ordnung ausgelegt werden. Daher verfolgen die Menschen des Barock ihre Anliegen häufig nicht direkt, sondern strategisch.

Diese Vorgehensweise kann zu Missverständnissen führen, gerade auch bei heutigen Interpreten. So hat Furger (2010) Briefsteller aus dem Zeitraum zwischen 1650 und 1750 untersucht und hierbei beobachtet, dass „persönliche Empfindungen des Missmuts wie Wut, Zorn oder Verärgertsein selten als solche in den veröffentlichten Briefvorlagen zum Ausdruck kamen“ (S. 192). Furger schließt daraus, „dass die frühneuzeitlichen Briefschreiber, wenn es um die sprachliche Artikulation von persönlichen Stimmungslagen ging, Schwierigkeiten hatten, Gefühle wie Wut oder Zorn richtig zu benennen, indem sie ihr Empfinden mit Worten der Trauer ausdrückten“ (S. 211). Diese These ist nicht haltbar. Nicht nur lassen sich auch in der damaligen Literatur zahlreiche differenzierte Auseinandersetzungen mit dem Zorn nachweisen, Furger übersieht vor allem, dass der Hinweis auf ‚Trauer‘ oder vergleichbare Empfindungen einer Strategie folgt, die in einigen Briefstellern sogar reflektiert wird.³⁵ So wird etwa in Stielers *Vollständigem Secretarius* (1701) für den Briefftyp der „Bedrohungs-Schreiben“ das indirekte bloße Andeuten des Zorns ausdrücklich empfohlen: Man solle auf den Adressaten einwirken, indem man den Zorn durch geeignete Mittel „zu verstehen“ gibt, etwa dadurch, dass man die „Schändlichkeit“ der Handlung des Adressaten und die hierdurch verursachten „Schmerzen“ hervorhebt (S. 762f.). – Von einer Ausdrucksunfähigkeit kann somit nicht die Rede sein; vielmehr geht es darum, Ausdrucksmittel strategisch einzusetzen.

Betrachten wir eine weitere indirekt-strategische Vorgehensweise, auf die bereits Sperber (1929) hingewiesen hat. Sperber merkt an, dass barocke Schreiber bemüht sind,

„die eigene Person nach Möglichkeit in den Hintergrund zu rücken. Das Wörtchen *ich* wird unter Mißachtung der natürlichen Wortstellung an eine möglichst bescheidene Stelle des Satzes verwiesen, vor allem achtet man darauf, daß es sich nicht vor die Substantive oder Pronomina drängt, die die Person des Angeredeten bezeichnen“ (S. 674).³⁶

Zudem zeigen diese Schreiber nach Sperber die Tendenz, das eigene Schreiben als unangemessen schlicht, ja mitunter gar als „Stammeln“ herabzuwürdigen (S. 676 u. 682). In scharfem Kontrast hierzu steht jedoch der Umstand, dass sich diese Autoren zumeist in äußerst komplexen Perioden artikulieren (S. 682f.). Sperber konstatiert:

„Während [...] der Schreiber der Barockzeit sein Selbstgefühl dadurch fortwährend auszuschalten sucht, daß er den gesellschaftlichen Abstand zwischen sich selbst und dem Angeredeten zu seinem eigenen Nachteil vergrößert, pflegt er sich dadurch zu entschädigen, daß er bei jeder Gelegenheit seine Gelehrsamkeit durchblicken läßt“ (S. 674).

Betz (1990:213) charakterisiert treffend die Aporie dieses Verhaltens:

„Höflichkeit steht und fällt im Sinn der europäischen Gesellschaftsethik mit der Bezeugung von Be-

³⁵ Vgl. hierzu ausführlicher Rinas (2015).

³⁶ Zu dieser Konvention vgl. auch Abschnitt 3.4.

scheidenheit und Zurückhaltung. Die Doppelmoral des Moralistikdiskurses verweigert dem Einzelnen bis ins 18. Jahrhundert konstant das Recht auf Eitelkeit, obwohl ganze Industriezweige wie die Mode von ihr leben“.

Als weiteres Beispiel nennt Beetz (1990:212) die Strategie des indirekten Lobs, das vor allem durch „Gesichtspunkte des Imageschutzes“ motiviert ist:

„Lob ins Gesicht unterstellt dem Adressaten allzu unverblümt Eitelkeit. Indirektes Lob ist demgegenüber vor dem Schmeicheleiverdacht besser geschützt. Es gilt als aufrichtiger und wird damit für die Sprecher- wie Hörerseite akzeptabler. Das indirekte Lob betrifft entweder den Interaktionspartner nur mittelbar – vordergründiges Objekt des Lobs sind Angehörige und Sachwerte des Adressaten –, oder es tarnt bei Direktadressierung die eigentliche Sprechhandlung hinter einem Vorwurf oder der Ironie.“

2.3.4. Integrierende Ordnung – Komplexität – Ebenenvermischung

Wie schon in Abschnitt 2.3.2 angesprochen, wurde die bestehende Ordnung von den Menschen des Barock durchaus akzeptiert. Mehr noch: Die Darstellung bzw. Widerspiegelung einer übergeordneten integrierenden Ordnung war ein Grundanliegen dieser Epoche.³⁷ Geradezu modellhaft wurde dieses Anliegen von dem Jesuiten und Universalgelehrten Athanasius Kircher verfolgt.³⁸ Er vertrat eine universalistische Wissenschaftsauffassung im Sinne der Heilslehre, wobei er bestrebt war, unter Berücksichtigung von Symbolen, Zahlenmystik u. a. unterschiedliche Sinnebenen aufzuschließen. Hierbei entfaltete er eine ausgiebige Sammeltätigkeit. Generell wurden in der Barockzeit Bibliotheken und Museen als umfassende Wissensspeicher angelegt und in teils neuartiger Weise konzipiert.³⁹

Schoeps (1978:13) attestiert der Barock-Epoche „eine eigentümliche Icherhöhung“: „Dieses neue Ichgefühl“ sei „auf das Geltungs-Ich gerichtet, das vor der Mit- und Nachwelt agieren will“, aber:

„Das erwachte Ichbewußtsein bleibt offenbar gleichwohl eingebettet in eine große verpflichtende Ordnung [...] Man sieht dies auch an der Musik des Barock, die bis Bach allem subjektiven und allem romantischen Stimmungsausdruck fernbleibt, nicht Ich-Befreiung will, sondern überindividuelle kosmische Ordnung wiederzugeben versucht. [...] Dies gilt ebenso von der Dichtung des Jahrhunderts, die vom Seienden, von den Sachen ausgeht, nicht vom Menschen, weil sie die Welt als Ordo, als System erfaßt.“

Ein verbreitetes Mittel, um diese Ordnung zu verdeutlichen, waren symmetrische Gestaltungsweisen, die sich etwa in Musik, Architektur, Landschaftsgestaltung, Stadtplanung u. a. auswirkten.⁴⁰ (Dieses Prinzip beeinflusste auch die barocke Syntax; vgl. 3.4.)

Man könnte dieses Ordnungs-Denken als Ausfluss einer Sehnsucht nach zeitlosen Strukturen deuten, welche gerade in der Barockzeit durch die religiösen Unruhen und Kriege bestärkt worden sein dürfte. Dennoch bleibt hier ein grundlegendes Problem: Wie war diese alles umfassende Ordnungs-Konzeption mit dem Streben nach individueller Entfaltung vereinbar? Sind diese beiden Konzepte überhaupt kompatibel? – Die typisch barocke Lösung dieses Problems bestand darin, eine äußerst komplexe Ordnung zu postulieren, die gerade aufgrund ihrer Reichhaltigkeit Freiräume bietet.

Ein relativ einfaches Beispiel für dieses Prinzip finden wir in der barocken Musik. Deren charakteristisches Merkmal war der Einsatz des Generalbasses, welcher eine Grundstruktur vorgab,

³⁷ Zum zeitgenössischen Ordnungsdenken vgl. etwa Münch (1999:60f., 67–71, 136).

³⁸ Vgl. Eusterschulte (2017). Es ließen sich auch andere ‚Universalisten‘ dieser Zeit nennen, etwa Kepler, Alsted, Comenius und Leibniz. Vgl. hierzu Trunz (1992:7–39).

³⁹ Vgl. etwa Erben (2020:105–108).

⁴⁰ Vgl. Duchhardt (2007:82–84).

der dann mit andern Instrumenten diverse – oft improvisierte – Modifikationen und Verzierungen hinzugefügt wurden.⁴¹ Hierdurch gewinnt die Komposition an Komplexität, und den Musikanten werden zugleich Freiräume zugestanden.

Die Komplexität einer Struktur kann zudem erhöht werden durch die Vermehrung von Ebenen. Man hat das Barock auch als ‚Zeitalter des Mikroskops‘ charakterisiert.⁴² Dieses Instrument ermöglichte die Erkenntnis, dass sich im Mikrobereich teils ähnliche Muster zeigen, wie wir sie von unserer Alltagserfahrung kennen. Zur selben Feststellung gelangte man in Bezug auf kosmische Strukturen dank der Anwendung des Teleskops. Diese Einsichten beförderten somit die Auffassung, dass sich analoge Strukturen auf tieferen und höheren Ebenen wiederholen.⁴³

Vom Postulat einer Vielzahl sich ähnelnder Ebenen ist es nur ein kleiner Schritt zur Vermengung oder Verwischung dieser Ebenen – ein Ansatz, der im Barock geradezu leidenschaftlich verfolgt wurde. Häufig finden sich Ebenenvermengungen in der Malerei. Neumeister (2017:108f.) illustriert dies anhand des Bildes *Las Hilanderas (Die Spinnerinnen)* von Velázquez (1657). Dort ist ein (Teppich-) Bild im Bild abgebildet, wobei die Grenzverläufe zwischen diesen beiden Ebenen undeutlich sind.⁴⁴ Die Unsicherheiten bezüglich der Verortung wurden auch dadurch verstärkt, dass in der bildenden Kunst generell der Effekt einer direkten Einbeziehung des Betrachters angestrebt wurde.⁴⁵ Auch bei Alewyn (1989:78f.) findet sich eine Beschreibung dieses Durchbrechungsprinzips:

„Worauf es dem Barock ankam, war, die Grenze zu verwischen und damit den Grenzübertritt zu verschleiern. [...] Man soll etwa glauben, man sei noch diesseits, während man in Wirklichkeit schon jenseits ist, und man soll nie ganz den Zweifel verlieren, ob man auch wirklich schon drüben und nicht vielleicht doch noch hüben sich befindet. Der barocke Weg in das Jenseits ist ein Gleiten und nicht ein Sprung.“

Diese Generalisierung gewinnt Alewyn vorrangig aus der Auseinandersetzung mit dem barocken Theater. Überhaupt wurde das Theater in der Barockzeit als Muster gesellschaftlicher Organisiertheit begriffen, sodass die ganze Welt ein Theater sei.⁴⁶

„Alltag und Kunst [...], Realität und Illusion, Diesseits und Jenseits gehen fließend ineinander über. Und das Medium des Theaters ist offenbar mit seinen Effekten besonders geeignet, die realen und ideellen Spannungen zu erfassen. Ja, es bietet sich geradezu als Weltformel an.“ (Neumeister 2017:109)

Entsprechend sorgte man gerade im Theater oft für Ebenenverschachtelungen. Häufig kommt es zur Aufführung von einem Stück im Stück, etwa schon bei Calderón.⁴⁷ Bei Aufführungen, an denen ein Herrscher als Zuschauer partizipiert, wird auch dessen Erscheinen im Theater und seine gesamte Teilnahme inszeniert, sodass er gleichsam zum Bestandteil des Stückes wird.⁴⁸

Als weitere Form der Ebenenvermengung lassen sich die häufig auftretenden Stilbrüche deuten. So kontrastieren in den Gemälden Caravaggios oft theatralische Gesten mit Unvollkommenheiten wie schmutzigen Händen, Rissen in der Kleidung u.ä.⁴⁹ Eine Entsprechung in der Sprachkultur ist die oft scharfe Kontrastierung gehobener und vulgärer Ausdrücke.⁵⁰

Ein weiteres Charakteristikum barocken Denkens bestand darin, dass Wissenschaft und Ästhetik nicht voneinander abgegrenzt wurden. Sehr konsequent wurde dieses Prinzip in der Emblematik

⁴¹ Vgl. etwa Geyer (2017:162–168).

⁴² Vgl. Friedell (1991:555).

⁴³ Vgl. etwa Trunz (1992:15f.).

⁴⁴ Vgl. auch Erben (2020:27–29).

⁴⁵ Dies gilt z.B. für Skulpturen Berninis und für Gemälde von Caravaggio; vgl. Erben (2020:23f., 26, 97).

⁴⁶ Vgl. etwa auch Bernheiden (1988:13f.) und Alewyn (1989:72).

⁴⁷ Vgl. etwa Neumeister (2017:115–117). Vgl. auch Alewyn (1989:60, 83–87).

⁴⁸ Dies war namentlich bei Ludwig XIV. der Fall. Vgl. etwa Fischer-Lichte (2001:9–11).

⁴⁹ Vgl. hierzu etwa Brabant (2017:219, 230–232, 238f.).

⁵⁰ Vgl. schon Sperber (1929:683). Vgl. etwa auch Fulda (2016:650f.).

umgesetzt. Im Emblem wurden Bild- und Textelemente miteinander kombiniert, und zwar zumeist in einer dreiteiligen Form mit den Komponenten *inscriptio* (Titel/Motto), *pictura* (allegorische bildliche Darstellung) und *subscriptio* (Erläuterung/Auslegung).⁵¹ Hiermit wurde vor allem das Ziel verfolgt, Abstraktes sinnlich wahrnehmbar darzustellen. Erst im ausgehenden 18. Jahrhundert wurde dieses Prinzip verdrängt (vgl. Abschnitt 5).

2.3.5. Prunk – Theater – Theatralität

Das Barock wird oft als Zeitalter von Prunk und Theatralität angesehen, als Zeit der höfischen Feste, Prozessionen usw.⁵² Bezeichnend ist, dass das Theater die herrschende Literaturgattung im europäischen Barock war⁵³ und dass die theatralische Gattung der Oper einen hohen Stellenwert hatte.⁵⁴ Und auch der bildenden Kunst dieses Zeitalters wurde oft Theatralik attestiert.⁵⁵

Warum wirkte sich die Theatralik gerade in dieser Zeit so deutlich aus? – Beim Versuch, diese Frage zu beantworten, wurde wiederholt die Rolle des Absolutismus reflektiert. Gerade die maßlosen Machtansprüche der absolutistischen Herrscher hätten zu übersteigerten Repräsentationsformen geführt, die sich allgemein im Kulturleben durchgesetzt hätten.⁵⁶ – Derartige Herleitungen sind keineswegs unplausibel, doch sollte auch hier der Einfluss der Ständegesellschaft nicht übersehen werden. In diesem Sinne interpretiert Füssel (2017) Phänomene wie Feste, zeremoniale Handlungen oder das Tragen standesgemäßer Kleidung als Manifestationen symbolischen Handelns, wobei er hervorhebt, dass dieses Handeln „ein konstitutiver Teil vormoderner ständischer Vergesellschaftung insgesamt“ war (S. 37). Diese Handlungen dienten somit der Legitimierung/Sicherung des gesellschaftlichen Rangs im Kontext der Ständeordnung (vgl. 2.3.1).

Vor diesem Hintergrund lässt sich auch die in der Barockzeit so verbreitete Theatermetapher einordnen (vgl. 2.3.4). Hierbei muss man allerdings die zeitgenössische Konzeption des Theaters reflektieren. Nach unserem heutigen Verständnis manifestiert sich eine gute schauspielerische Leistung in einer überzeugenden, natürlichen, authentisch wirkenden Darbietung. Idealerweise sollte sich der Schauspieler mit seiner Rolle identifizieren oder gar in ihr aufgehen. Im barocken Theater hingegen spielten solche Natürlichkeitskriterien keine zentrale Rolle; dieses war vielmehr „hoch konventionalisiert und typisiert“ sowie geprägt von „steifen Darstellungsformen“ (Kolesch 2014:233). Entsprechend gab es im Barocktheater ein Inventar typisierter Gestalten,⁵⁷ beispielsweise den Hanswurst.⁵⁸ Es wurde keineswegs angestrebt, solche Gestalten auf authentische oder natürliche Weise zu verkörpern; viel wichtiger war vielmehr, dass sie problemlos als Typen identifizierbar waren. Hierzu dienten nun gerade besonders augenfällige ‚theatralische‘ Handlungen.

Dies führt uns zum Konzept der Theatralität. Nach unserem heutigen Alltagsverständnis wird hiermit eine negativ wahrgenommene Form überzogenen, affektierten Verhaltens bezeichnet. In der jüngeren Forschung wurde Theatralität (bzw. Performativität) hingegen als anthropologische Kategorie bzw. kulturwissenschaftliches Paradigma gedeutet. In diesem Sinne ist „Kultur im Sinne einer Aufführung zu begreifen“, „in der für die Wahrnehmung von anderen inszeniertes Handeln eben vor diesen anderen aus- und aufgeführt“ wird, und zwar in den unterschiedlichsten Bereichen des öffentlichen Lebens, etwa Kirche, Militär, Politik, Justiz, Ökonomie, Werbung u. a. (Fischer-Lichte 2012:27). Derartige Verhaltensmuster stellten gerade in der Frühen Neuzeit einen wichtigen

⁵¹ Vgl. etwa Osterkamp (1999), Meid (2009:70–73) und Erben (2020:112–115).

⁵² Vgl. etwa Füssel (2017:35).

⁵³ Vgl. Neumeister (2017:109f.); vgl. etwa auch Alewyn (1989:60–90).

⁵⁴ Vgl. etwa Geyer (2017).

⁵⁵ Vgl. etwa Neumeister (2017:118–122) und Erben (2020: Kap. IV).

⁵⁶ Vgl. etwa Ottmann (2017:42f.) und Erben (2020:17f.).

⁵⁷ Vgl. auch Fischer-Lichte (1999:49–54, 125f.).

⁵⁸ Vgl. etwa Alewyn (1989:101).

Beitrag zur Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Ordnungen dar.⁵⁹ Sie manifestierten sich bei Begrüßungen, Festen, Beerdigungen, Hinrichtungen, politischen Zeremonien u. a.⁶⁰ Dieses Prinzip führte allerdings zu einer ‚Theatralitätsmühle‘: Weil die Emphase auch bei Alltagssituationen ohne große innere Beteiligung konventionalisiert war, neigten die Menschen im Barock bei wirklicher Anteilnahme zu noch größeren Übertreibungen – oder sie versicherten den Anderen mit großem Nachdruck der Aufrichtigkeit ihrer Gefühle.⁶¹

Ogleich Absolutismus und Ständeordnung in einem gewissen Gegensatz zueinander standen (vgl. 2.3.1), rekurrierte auch der Absolutismus auf das Performativitäts-Prinzip.⁶² Das Leben eines absolutistischen Herrschers war geprägt durch Theatralität – selbst das Schlafzimmer von Ludwig XIV. war der Schauplatz täglicher Zeremonien und wirkte wie eine Schaubühne.⁶³

Ein zentraler Grund für die Theatralität in der Barockzeit bestand somit darin, gesellschaftlich wichtige Interaktionsakte in unmissverständlicher Weise zu realisieren. Demselben Zweck diente die ‚Überexplizitheit‘, also eine Absicherung durch Redundanz, die sich beispielsweise darin manifestieren kann, dass man eine Handlung zugleich verbal beschreibt:

„Einem hohen Besuch überreicht eine Abordnung der Stadt nicht nur ein Geschenk und heißt ihn willkommen, sondern sagt auch bei der Übergabe, daß sie ein Geschenk überreicht.“ (Beetz 1990:166)

Theatralität und Überexplizitheit führten gemeinsam zu jener ‚Umständlichkeit‘ und ‚Weitschweifigkeit‘, die oft als charakteristisch für die Barockzeit angesehen wird.

Es gibt noch eine weitere Möglichkeit, die Beliebtheit der Theatermetapher im Barock zu erklären: Gerade die typisierten, nicht auf Natürlichkeit berechneten Inszenierungen erlauben es einem Schauspieler, nicht vollständig in seiner Rolle aufzugehen, sondern eine gewisse Distanz zu wahren. Hier besteht also die Möglichkeit einer Trennung von der Rolle und dem ‚eigentlichen Wesenskern‘, sodass auch in diesem Bereich ein gewisser Freiraum für das Individuum besteht (vgl. 2.3.4).

Wie schon in Abschnitt 2.3.1 ausgeführt wurde, galt das *Performance*-Prinzip sogar im Bereich des Rechtswesens. Schlumbohm (1997:661) zufolge hatte auch das Erlassen von Gesetzen in der Frühen Neuzeit „durchaus etwas Theatralisches“. Diese Überlegungen könnten dazu beitragen, jenes ‚bizarre‘ Verhalten frühneuzeitlicher Juristen zu erklären, das in dem in Abschnitt 1 angeführten Zitat von Dinzelbacher (2008) beschrieben ist: Wenn man ein Gerichtsurteil verlesen ließ, wonach Mäuse ein Feld zu verlassen haben, dann war gewiss nicht die Beeinflussung des Mäuserhaltens das primäre Ziel; vielmehr ging es auch hier um einen symbolischen Akt. Vielleicht wollte man hierdurch signalisieren, dass das Gericht als staatliche Institution grundsätzlich auch für ein derartiges Problem zuständig ist, dass man die schwierige Lage des solchermaßen betroffenen Bauern zur Kenntnis nimmt o.ä. – In einer Gesellschaft, in der Gesetze oft primär zum Zwecke der Repräsentation erlassen wurden, dürften auch ‚weltfremde‘ und somit wirkungslose Urteile kaum Verwunderung hervorgerufen haben.

Die Theatralität kann somit als klar funktionale und fundamentale Komponente alltäglichen barocken Gesellschaftslebens bestimmt werden, welche gezielt und durchaus reflektiert eingesetzt wurde.⁶⁴ Dennoch wurde auch sie schon von Zeitgenossen mitunter kritisch betrachtet und bespöttelt. So ist es bezeichnend, dass die Barockzeit eine wichtige Epoche für die Entwicklung und Verbreitung der Karikatur war.⁶⁵

⁵⁹ Vgl. Fischer-Lichte (2001). Vgl. auch Beetz (1990:147–155).

⁶⁰ Vgl. Beetz (1990:148). Vgl. auch Fischer-Lichte (Hrsg.) (2001).

⁶¹ Vgl. Beetz (1990:148f.).

⁶² Vgl. etwa auch Maurer (1999:77–81) und Meid (2009:17–19).

⁶³ Vgl. Alewyn (1989:54).

⁶⁴ Insofern ist es kein Widerspruch, wenn im Barock die Kontrolle der Affekte angestrebt wurde; vgl. Ort (1999) und Rinas (2015). Dies impliziert kein Verbot von Theatralität; deren Einsatz sollte jedoch kontrolliert erfolgen.

⁶⁵ Vgl. hierzu Piltz (1980:51–58). Vgl. auch Erben (2020:45).

3. Theorie und Praxis barocken Sprachgebrauchs

Bereits in den vorangegangenen Abschnitten wurden einige sprachliche Phänomene der Barockzeit angesprochen: Devotionsformeln (Abschnitt 1), ‚barocke Syntax‘ wie Satzverschachtelung u. a. (1), Komplimente (2.3.2), Indirektheit (2.3.3), sprachliches Imponiergehabe durch Komplexität (2.3.3), Stilmischungen (2.3.4) sowie Weitschweifigkeit (2.3.5). Im Folgenden werden ausgewählte sprachliche Phänomene detaillierter vorgestellt und kulturgeschichtlich eingeordnet. Zuvor soll jedoch die zeitgenössische Sprachtheorie charakterisiert werden.

3.1. Zeitgenössische sprach- und kommunikationstheoretische Reflexionen

Wichtige sprachtheoretische Werke des 17. Jahrhunderts sind die Grammatiken von Gueintz (1641), Schottel (1663) und Stieler (1691). Für unser Thema sind sie allerdings weniger ergiebig, da dort eher grundlegende Phänomene wie Morphologie, Wortbildung und elementare Syntax (Flexion, Rektion u.ä.) behandelt werden.⁶⁶ Dort hat sich die ‚typisch barocke‘ Denkweise jedoch kaum ausgewirkt; sie manifestierte sich eher auf den höheren Ebenen. Für diese war traditionell die Rhetorik zuständig, in welcher sowohl Fragen der Stilistik und Textgestaltung als auch Phänomene der höheren Syntax (z.B. Wortstellung) thematisiert wurden.⁶⁷

Generell hatte die Rhetorik einen starken Einfluss auf das barocke Kulturleben. Sie war gerade in dieser Zeit eine ‚Brückendisziplin‘, deren Konzepte intensiv in anderen Bereichen rezipiert wurden, etwa in der Literatur, in der Musik sowie in der bildenden Kunst.⁶⁸ Insofern diente die Rhetorik als *lingua franca* zur Konzeption und Analyse barocker Werke – aber auch als Vermittlerin barocker Denkweisen zwischen den Disziplinen.

Es ließen sich viele Theoretiker barocken Sprachgebrauchs aufzählen, doch wollen wir uns mit der Nennung eines repräsentativen Vertreters begnügen: Christian Weise. Geradezu prototypische Züge hatte bereits sein Lebenslauf: Als Sohn eines Hilfslehrers arbeitete er sich bis zum angesehenen Rektor am Zittauer Gymnasium hoch.⁶⁹ Dort wurde er zu einem ‚der einflussreichsten Schriftsteller der frühneuzeitlichen deutschen Literatur‘: „Seine Bücher waren allenthalben in Gebrauch, und seine Schüler besetzten weithin die entscheidenden Stellen im frühaufklärerischen Schulwesen“ (Ketelsen/Wels 2011:238).

Weise betätigte sich als Lyriker und Dramatiker, verfasste aber auch zahlreiche wissenschaftliche Werke, unter anderem zur Poetik, Rhetorik und Anstandslehre. Als weiteres erfolgreiches Werk sei sein erstmals 1691 veröffentlichter Briefsteller *Curiöse Gedanken Von Deutschen Briefffen* genannt. – Diese Vielseitigkeit war im Barock nicht unüblich, zumal literarische und philologische Tätigkeit ohnedies nicht streng voneinander abgegrenzt wurden.⁷⁰ Darüber hinaus sind alle genannten Bereiche im barocken Denkhorizont aufs Engste miteinander verknüpft: In allen Fällen geht es um eine regelgeleitete Normierung der Kommunikation – unter ausgiebiger Berücksichtigung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Hierbei wurden sehr detaillierte Regeln präsentiert. Generell boten selbst die Anstandsbücher dieser Zeit eine Grammatik, nämlich eine ‚Höflichkeitsgrammatik‘ (Beetz 1990:108) – was keineswegs bloß metaphorisch gemeint ist: Die extrem kleinteilige Regelung von Verhaltensnormen hatte *de facto* einen grammatischen Charakter,⁷¹ und diese Normen hatten teils unmittelbare sprachliche Auswirkungen. Man könnte geradezu sagen, dass die Anstandsbücher,

⁶⁶ Zur elementaren Syntax in diesen Grammatiken vgl. etwa Hundt (2000:17, 350–353).

⁶⁷ Die traditionell-rhetorischen Beiträge zur Syntax behandelt Scaglione (1981a,b). Vgl. auch Fix/Gardt/Knape (Hrsg.) (2008) sowie Stolt (2003).

⁶⁸ Vgl. etwa Barner (1970), Dammann (1995: Kap. 2) und Erben (2020:29–39, 48).

⁶⁹ Zu Weises Leben und Werk vgl. etwa auch Barner (1984) sowie Ketelsen/Wels (2011).

⁷⁰ Vgl. Trunz (1992:22f.); vgl. auch 2.3.4. – Auch das zeitgenössische Konzept der ‚Spracharbeit‘ umfasst potenziell sowohl literarische als auch philologische Aktivitäten. Dies hat Hundt (2000) insbesondere anhand der Werke Harsdörffers illustriert.

⁷¹ Vgl. ausführlicher Beetz (1990: Teil II).

Rhetoriken und Grammatiken dieser Zeit ein Kontinuum bildeten. Dies zeigt sich gerade auch in Weises Werken, etwa dann, wenn er die Elemente eines Kompliments nach logisch-rhetorischen Kriterien mit didaktischer Absicht kleinteilig bestimmt.⁷² Dieser analytische Zug prägt viele seiner Schriften; und obwohl Weise keine deutsche Grammatik verfasst hat, kommt er immer wieder auf sprachlich-grammatische Phänomene zu sprechen, die er oft detailliert und innovativ analysiert. Hier drei Beispiele:

- 1) In Weises rhetorischen Schriften finden sich Bemühungen um eine logisch fundierte Satztheorie sowie um eine sprachpraktisch basierte Definition von Satzgliedern.⁷³ Beides sucht man in den Grammatiken dieser Zeit vergeblich.
- 2) Ein bemerkenswerter Beitrag zur Syntax findet sich in Weises Poetik *Curiöse Gedanken Von Deutschen Versen* (1693). Im Zusammenhang mit einer kritischen Diskussion von Wortstellungsfreiheiten in der Lyrik unterscheidet Weise – dem Sinne nach – i) nebenordnende Konjunktionen, ii) unterordnende Konjunktionen und iii) Konjunkionaladverbien (S. 141–147). Derlei Differenzierungen waren in den Grammatiken der Zeit keineswegs üblich.⁷⁴
- 3) In seinem Briefsteller von 1691 entwickelt Weise eine ausführliche und innovative Interpunktionslehre (S. 238–255). Diese ist auf große Resonanz gestoßen und hat die Entwicklung der Interpunktionslehre im deutschen Sprachraum nachhaltig geprägt (vgl. 3.4).⁷⁵

Weises Beiträge sind in verschiedenen Kontexten auf Interesse gestoßen, etwa in der Literatur-, der Rhetorik- und der Bildungsgeschichte.⁷⁶ Für die Geschichte der Grammatik und Sprachwissenschaft gilt dies hingegen kaum,⁷⁷ und diese Vernachlässigung hat Tradition. So hat Jellinek in seiner Geschichte der deutschen Grammatik (1913/1914) den Rhetoriken und Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts kaum Aufmerksamkeit geschenkt und sogar behauptet, dass es sich nicht lohne, „auf die dürftigen oder verworrenen Bemerkungen jener Bücher einzugehen“ (1914:471).⁷⁸ An dieser Einschätzung haben sich auch spätere Autoren orientiert. Beispielsweise hat Höchli (1981) die Geschichte der älteren deutschen Interpunktionslehre bis zu Adelung aufgearbeitet. Bei der Quellenermittlung hat er sich vorrangig auf Jellinek gestützt – was zur Folge hat, dass Christian Weises wichtiger Beitrag von Höchli nicht einmal erwähnt wird.⁷⁹

Die Vernachlässigung der Briefsteller in der linguistikhistorischen Forschung liegt wohl auch darin begründet, dass diese heute als eine eher randständige Textgattung gelten. In der Barockzeit war das jedoch anders; solche Werke genossen hohes Ansehen, waren kommerziell sehr erfolgreich und wurden sogar von führenden Intellektuellen verfasst.⁸⁰ In der Aufklärungszeit, als ein individuelleres, flexibleres Schreiben zum Ideal wurde, gerieten die Briefsteller jedoch in eine Krise, von der sie sich nie mehr vollständig erholen sollten.⁸¹

Bei den Anstandslehrbüchern ist es zu einem ähnlichen Wandel gekommen. Beetz (1990) hat dargelegt, dass auch derlei Werke in der Barockzeit regelmäßig von herausragenden Intellektuellen verfasst wurden (S. 1f.), wobei ein ‚bürgerliches‘ Publikum die vorrangige Zielgruppe darstellte

⁷² Vgl. hierz Beetz (1990:113f.).

⁷³ Vgl. hierzu Rinas (2017:135f.).

⁷⁴ Lediglich bei Stieler (1691:198f.) finden sich vergleichbare progressive Ausführungen.

⁷⁵ Vgl. auch Rinas (2014:138–146)/(2017:145–151).

⁷⁶ Vgl. etwa Barner (1984), Göttert (2009:137–159), Frank (1973:82–85).

⁷⁷ Gardt (1999) bietet zwar einige Ausführungen zu Weise (S. 164–166), doch erschöpfen sich diese in einer Skizze seiner utilitaristischen Rhetorik. Immerhin finden sich einige Hinweise bei Scaglione (1981b).

⁷⁸ Zu dieser Vernachlässigung vgl. auch Rinas (2016).

⁷⁹ Vgl. auch Rinas (2014:172f.).

⁸⁰ Vgl. Beetz (1990:58–62). Vgl. auch Erwentraut (1999).

⁸¹ Vgl. hierzu schon Riehl (1859:22). Vgl. auch Ettl (1984:5–10).

(S. 95–99). Aber auch hier hat sich die Wahrnehmung seit der Aufklärungszeit geändert. Wie Beetz ausführt (S. 23–30), wurde die barocke Praxis des Komplimentierens noch in der Forschung des 20. Jahrhunderts oft nicht eingehender untersucht, sondern vielmehr in pauschaler und anachronistischer Weise verurteilt.

Diese Rezeptionsverzerrungen sind bezeichnend; sie belegen, wie schwierig es für uns ist, ‚hinter die Aufklärung zurückzugehen‘ und die Barockzeit aus ihren historischen Voraussetzungen zu verstehen.

3.2. Angemessenheit, Dreistillehre und sozialer Rang

Ein grundlegendes Konzept barocker Sprachkultur ist das traditionell-rhetorische Prinzip der ‚Angemessenheit‘ (*aptum* oder *decorum*).⁸² Diesem schon von den rhetorischen Klassikern hervorgehobenen Grundsatz zufolge muss man für sprachliche Äußerungen die angemessene Ausdrucksweise wählen, wobei diese nach der Art des Gegenstands, aber auch nach der Kommunikationssituation bestimmt werden kann. In der Frühen Neuzeit wurde dieses Prinzip übernommen, doch wirkte sich hierbei das Ständedenken dahingehend aus, dass als wichtigste Angemessenheitskriterien die sozialen Ränge der Kommunikationspartner betrachtet wurden.⁸³ Somit wurde ein gehobener Sprachgebrauch für solche Anlässe gefordert, bei denen sozial höher stehende Personen involviert sind.

In der Barockzeit wurde die Idee der Angemessenheit häufig verknüpft mit dem traditionell-rhetorischen Konzept der Dreistillehre.⁸⁴ Bereits Cicero postulierte die Unterscheidung eines niederen Stils (*genus humile*), eines mittleren Stils (*genus medium*) und eines hohen Stils (*genus grande*); diese Differenzierung bildete man nun auf soziale Rangkriterien ab, teils in Poetiken, vor allem aber in Briefstellern.⁸⁵ Die simpelste Umsetzung bestand darin, die drei Stile unmittelbar mit den drei traditionellen Ständen zu korrelieren.

Die Stilebene kann durch verschiedene Mittel markiert werden, unter anderem durch Komplexität. Diese ermöglicht es, die ‚Wichtigkeit‘ quasi ikonisch darzustellen, durch das ‚Prinzip der Analogie zwischen sprachlichem (aktionalem) Mehraufwand und sozial gehobener Stellung‘ (Schwitalla 2002:392). Deutlich wurde hiervon Gebrauch gemacht in der Verwaltungssprache, also der ‚Kanzleisprache‘:⁸⁶ „Von Anfang an trug die Kanzleisyntax die konnotative Aura von Macht und Herrschaft mit sich“ (Schwitalla 2002: 379). Aber auch anderswo wurde dieses Prinzip angewandt, etwa in der Lyrik.⁸⁷

Auch die Wortwahl war entsprechend geregelt. Beetz (1990:208) spricht treffend von einer „Sozialsemantik“ der „Höflichkeitsgrammatik“, die im Prinzip alle Autosemantika erfassen konnte. So kann das Wort *gnädig* im 17. und 18. Jahrhundert „innerhalb benachbarter Adjektive und Adverbien einen exakten Meßwert auf der Skala der sozialen Hierarchie angeben, einer Skala, deren semiotische Differenzierungsleistung sich im Epochenwandel zunehmend verfeinert“. Entsprechend listet Beetz (ebd.) rangbezeichnende *Courtoisie-Wörter* in absteigender Reihe auf, wie sie in zeitgenössischen Werken festgelegt wurden:

nach Harsdörffer (1656: 1. Teil, 30): *allernädigst – gnädigst – gnädig – gestreng – günstig*;

nach Weise (1691:389): *allernädigst – gnädigst – gnädig – hoch geneigt – größtünstig – günstig – willig*;

nach Lochner (1730:272): *allernädigst – gnädigst – gnädig – allergütigst – gütigst – höchstgeneigt – hochgeneigt – gütig – gewogen – geneigt*.

⁸² Vgl. Asmuth (1992).

⁸³ Vgl. etwa Asmuth (1992:593) und Trunz (1992:18f.).

⁸⁴ Vgl. etwa Ueding/Steinbrink (1994:91–95).

⁸⁵ Vgl. hierzu Sinemus (1978:32f., 52, 57–66, 86).

⁸⁶ Vgl. hierzu Greule/Meier/Ziegler (Hrsg.) (2012).

⁸⁷ Vgl. Sperber (1929:676).

Mit Bezug auf solche Hierarchien wurde auch die „stilistische Stimmigkeit des Textes“ definiert; unter anderem wurde gefordert, dass „die verwendeten Substantive, Adjektive, Adverbien und Verben [...] ein und denselben Grad der Ranghierarchie bezeichnen“, was Beetz (1990:209) – mit Bezug auf Rohr (1730:174f.) – folgendermaßen exemplifiziert:

„Es geht nicht an, gegenüber einem Adressaten mit »Excellenz«-Titel zuerst von der »unterthänigen Aufwartung« und später von dessen »Gunst« zu sprechen. Es muß »Gnade« heißen! Ebenso wenig passen »gütig« und »Gnade« in einen und denselben sozialen Kontext: Das erste Prädikat kommt bei Ranggleichheit in Betracht, das letztere bei Rangunterschied.“

Es ist bemerkenswert, mit welcher Rigorosität hier für bestimmte Textsorten (etwa Bittschriften) eine stilistische Einheitlichkeit des Textes gefordert wurde, während ja namentlich im künstlerischen Bereich die Stilbrüche ein beliebtes Mittel waren (vgl. 2.3.4) – offenbar als ein Ventil.

Natürlich wurde im ständegesellschaftlichen Kontext auch Titeln und Anreden besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Bereits im 16. Jahrhundert erschienen zahlreiche Titularbücher, in denen minutiös aufgelistet wurde, welche höhergestellte Person in welcher Weise zu titulieren sei.⁸⁸ In der Barockzeit wurden solche Verzeichnisse häufig in Rhetoriken, Briefsteller und Komplimentierbücher integriert.⁸⁹ Begründet wurde die Wichtigkeit dieser Darlegungen mit dem Hinweis, dass „Briefe und Adressen, die nicht auf den neuesten Titularstand gebracht sind, [...] ungeöffnet an den Absender zurück“ gehen würden (Beetz 1990:263). Die Entwicklung war hier sehr dynamisch, sodass permanent Aktualisierungen solcher Verzeichnisse publiziert wurden.⁹⁰

Im Barockzeitalter wurde somit ‚Wichtigkeit‘ konsequent mit sprachlichem Aufwand korreliert. Daraus folgt, dass sich die typischen barocken Merkmale wie Komplexität, ‚Schwulst‘ und ‚Prunk‘ am deutlichsten im hohen Stil manifestierten. Dieser Befund steht in einem gewissen Widerspruch zu gängigen Vorstellungen. Zu den populärsten deutschen Barock-Texten gehört nämlich heute fraglos Grimmelshausens *Simplicissimus* (1668). Aber soziologisch gesehen war Grimmelshausen kein typischer Vertreter der barocken literarischen Gelehrtenkultur, und auch sein *Simplicissimus* gehört der Gattung des niederen Romans an.⁹¹ Aus der damaligen Roman-Literatur wäre wohl eher ein Werk wie die *Wunder-Geschichte* (1659) von Andreas Heinrich Bucholtz als typisch barock zu bewerten – ein Werk, das gespickt ist mit hochkomplexen Perioden und anderem sprachlichen Prunk. Im Vergleich hierzu wirkt Grimmelshausens Roman viel zugänglicher. Sollte er somit gar nicht als typisches Werk des Barock bestimmt werden? – Wir werden auf diese Frage in Abschnitt 4 zurückkommen.

3.3. Mittel der Gesichtswahrung

Im rangorientierten Gesellschaftsverkehr spielten die ‚Imagepflege‘ und die ‚Gesichtswahrung‘ naturgemäß eine wichtige Rolle, und zwar sowohl im Hinblick auf das eigene Image als auch dasjenige des Kommunikationspartners.⁹² Entsprechend wurden kommunikative Strategien entwickelt, die man in spezifischen Äußerungstypen realisierte. So bevorzugte man das indirekte Lob, weil ein direktes Lob dem Adressaten Eitelkeit unterstellen könnte (vgl. 2.3.3). Ähnlich indirekt sollte man bei Kommunikationsschwierigkeiten vorgehen: Anstelle von gesichtsbedrohendem ‚Ihr versteht mich nicht‘ sollte man die Strategie der Selbstbezeichnung wählen: ‚Ich habe mich undeutlich ausgedrückt‘. Insbesondere beim Vortragen von Zweifel sollte schonend und gesichtswahrend vorgegangen werden. Zum Zwecke der Abschwächung wurde zudem der Einsatz von Konjunktiv und Konditionalis empfohlen.

⁸⁸ Vgl. Nickisch (1969:26f.).

⁸⁹ Vgl. Beetz (1990:20f.).

⁹⁰ Vgl. Just (2016).

⁹¹ Vgl. etwa Trunz (1992:7) oder Meid (2009:39 u. 591).

⁹² Zu diesem Abschnitt vgl. Beetz (1990:130, 146, 224–231).

3.4. Barocke Syntax: Periodenlehre und ‚constructio politica‘

Die barocken Grammatiken und Rhetoriken kannten noch keine ‚Satzlehre‘ in unserem modernen Sinne. ‚Satz‘ war in den Lehren dieser Zeit kein grundlegender Terminus, und zur logikbasierten Bestimmung satzwertiger Einheiten gab es nur einige Vorarbeiten (etwa von Christian Weise; vgl. 3.1), die jedoch erst im Laufe des 18. Jahrhunderts konsequenter weitergeführt wurden.⁹³

Ein etablierter Grundbegriff in den sprachanalytischen Werken dieser Zeit war hingegen das aus der traditionellen Rhetorik ererbte Konzept der ‚Periode‘. Hierbei folgte man insbesondere dem Vorbild Ciceros, dem zufolge Texte in Form von aufwendig und kunstvoll, vor allem aber auch symmetrisch gestalteten Perioden realisiert werden sollten. Beim Verfassen von Perioden spielten somit ästhetische Gesichtspunkte eine Rolle; primär wurden sie allerdings durch rhythmische und semantische Faktoren charakterisiert.⁹⁴ Die Periode war definiert als eine selbständige Wortverbindung, welche sowohl im Hinblick auf ihre Bedeutung als auch aus rhythmischer Sicht als abgeschlossen empfunden wird. Typischerweise wurde die Periode zweigliedrig realisiert; sie bestand aus einem Vorsatz (protasis) und einem Nachsatz (apodosis):

- (1) [P] Nachdem ich die Ehre genossen/zu seiner Hochzeitlichen Festivität / als ein lieber Gast / *invitiret* zu werden: [A] Als habe nicht allein ich/vor meine Persohn/solches über die massen hoch *aestimiret*; sondern ich kan gleichfalls nicht beschreiben / was die gelibten Meinigen vor eine Vergnügung daraus geschöpffet haben. [nach Weise 1691:249]⁹⁵

Mit dem Vorsatz einer Periode soll eine gewisse Spannung aufgebaut werden, die dann durch den Nachsatz gelöst wird; gerade dies konstituiert die ‚Abgerundetheit‘ dieser Konstruktion.⁹⁶

Im deutschen Sprachraum etablierten sich verschiedene sprachliche Mittel zur Gestaltung der binären Periode.⁹⁷ So wurde der Vorsatz oft (wie im obigen Beispiel) mit *nachdem* eingeleitet (aber etwa auch mit *seithero*, *demnach*, *indem*, *alldieweil*, *unerachtet*, *sintemal*, *obwohl* und anderen Konjunktionen), und am Anfang des Nachsatzes stand oft das Korrelativum *als*, häufig aber auch *so*, ferner etwa *maßen*, *wasmaßen*, *jedennoch*, *dahero* u. a. Zudem wurden im Nachsatz oft Pronomina wie *derselbe*, *selbiger* und *solch-* gebraucht. Als weiteres typisches Mittel lässt sich die ‚Inversion nach *und*‘⁹⁸ nennen, die an der Wende zum Nachsatz realisiert wurde:

- (2) [P] Das Abdancken der Engelschen Trouppen wird / zum Widerwillen vieler Lords und Glieder des Parlaments / fortgesetzt / [A] **und verlanget man** sehr / wie S. Majestät der König solches auffnehmen werde [nach Lefèvre 2013:281]

Der Gebrauch dieser Mittel wird in der Fachliteratur oft als zeittypisch und zudem als charakteristisch für den sog. ‚Kanzleistol‘ angesehen.⁹⁹

Es ist wenig überraschend, dass dieser periodische Stil sich gerade in der Barockzeit großer Beliebtheit erfreute. Hiermit konnte ein Autor seine Bildung (d. h. seine Orientierung an klassisch-antiken Vorbildern) demonstrieren, und er konnte zugleich das Prinzip des sprachlichen Aufwands bei ‚wichtigen‘ Angelegenheiten umsetzen.

Diese periodische Gestaltungsweise wurde auch von zeitgenössischen Theoretikern beschrieben und analysiert, besonders ausführlich von Christian Weise.¹⁰⁰

⁹³ Vgl. hierzu Rinas (2017:133–141).

⁹⁴ Vgl. zum Folgenden auch Rinas (2017:49–57).

⁹⁵ [P] markiert hier den Beginn der Protasis (des Vorsatzes), [A] den Beginn der Apodosis (des Nachsatzes).

⁹⁶ Vgl. etwa Staab (2009:1502).

⁹⁷ Vgl. hierzu ausführlich Lefèvre (2013).

⁹⁸ Zu dieser Konstruktion vgl. Rinas (2021b).

⁹⁹ Vgl. etwa Steinhausen (1889:121–123) und Wells (1990:136–138).

¹⁰⁰ Vgl. Rinas (2021b:§3.2).

Wie schon in Abschnitt 1 angesprochen wurde, identifiziert von Polenz (2013:171) als mögliche Erscheinungen ‚barocken Kanzleistils‘ u. a. folgende Phänomene: i) die ‚Satzverschachtelung‘; ii) die ‚Häufung von Verbformen am Satzende‘; iii) die ‚Weglassung des finiten Verbs (afiniter Nebensatz)‘. – Phänomen i) kann ganz unmittelbar aus den Prinzipien der komplexen Periodengestaltung abgeleitet werden. Phänomen ii) manifestiert sich etwa in den Verbalkomplexen *invitiret zu werden* und *geschöpffet haben* in Beispiel (1). Diese stehen am Ende des Vor- und des Nachsatzes, und dies ist durchaus typisch. Derlei ‚gestreckte‘ Konstruktionen in der rechten Satzklammer sind ein nützliches Mittel, um diese Teileinheiten in Perioden abzuschließen und damit die Orientierung zu erleichtern. Aus demselben Grund wurden in Texten mit komplexen Perioden häufig auch Funktionsverbgefüge als eine Art ‚Gliederungssignal‘ eingesetzt.¹⁰¹

In Beispiel (1) findet sich auch eine Realisierung von Phänomen iii), also eine afinite Konstruktion: *Nachdem ich die Ehre genossen*. Hier wäre eigentlich noch das Auxiliar *habe* zu ergänzen, doch ist es weggelassen worden – was gerade eine afinite Konstruktion definiert. Derlei Konstruktionen waren in Texten der Barockzeit weit verbreitet. Rinas (2019) vertritt die These, dass die Genese dieser Konstruktion ebenfalls dem Kontext periodischen Schreibens verhaftet war: Ursprünglich wurden afinite Konstruktionen als Mittel der Spannungssteigerung in der Protasis eingesetzt; im Zuge ihrer Grammatikalisierung konnten sie dann generell als Abhängigkeitsmarker gebraucht werden. Darüber hinaus wurden sie auch für ästhetische Zwecke, etwa zur rhythmischen oder symmetrischen Gestaltung, verwendet.¹⁰²

Bereits in Abschnitt 3.1 wurde angesprochen, dass Christian Weise eine einflussreiche Interpunktionslehre vorgelegt hat (1691:238–255). Obwohl es sich um eine innovative und originelle Lehre handelte, blieb sie in gewisser Hinsicht der rhetorischen Tradition verhaftet, da auch Weise auf die Periodenkonzeption rekurriert. Weises Grundregeln lauten:¹⁰³

- Eine Periode zerfällt (mindestens) in einen Vor und einen Nachsatz, welche typischerweise durch zweigliedrige Konnektoren (z.B. *nachdem...als / obgleich...dennoch*) konstituiert werden.
- Die Periode wird durch einen Punkt abgeschlossen.
- Vor/Nachsätze erster Stufe werden durch ein Kolon abgetrennt.
- Vor/Nachsätze zweiter Stufe werden durch ein Semikolon abgetrennt.
- Das Komma (die Virgel) dient für ‚kleinere‘ Differenzierungen.

Ein Beispiel für die Anwendung dieser Lehre ist die oben angeführte Periode (1). Diese lässt sich zunächst einmal gliedern in den Vorsatz *Nachdem ich...invitiret zu werden* und den Nachsatz *Als habe...geschöpffet haben*. Diese Einheiten sind durch ein Kolon (:) getrennt, das hier also als reines Gliederungszeichen (nicht als Ankündigungszeichen) zu lesen ist. Dieser Nachsatz lässt sich nun seinerseits in Vor- und Nachsatz ‚zweiter Stufe‘ gliedern: *Als habe...hoch aestimiret* und *sondern ich kan...geschöpffet haben*. Zwischen diesen beiden Teilen steht ein Semikolon. – Weises Lehre bietet somit eine Möglichkeit, die Einbettungstiefe von Vor- und Nachsätzen zu markieren und damit die Orientierung in der Periode zu erleichtern. Es handelt sich folglich um ein effektives Mittel, um die hierarchische Struktur der Periode zu verdeutlichen. Hierbei ist bemerkenswert und ungewöhnlich, wie konsequent Weise diese ‚rein strukturalistische‘ Perspektive verfolgt hat.¹⁰⁴ In der traditionellen (aus der Rhetorik stammenden) Interpunktionslehre wurde regelmäßig hervorgehoben, dass Interpunktionszeichen Pausen markieren, die etwa von einem Vorleser zum Atemholen oder von einem Zuhörer zum Nachvollziehen des Gehörten genutzt werden können. In der Konzeption Weises hingegen sind Schreiber, Leser oder Hörer als Bezugsgrößen überhaupt nicht mitgedacht; die Regeln

¹⁰¹ Vgl. auch Rinas (2021b:§6).

¹⁰² Vgl. auch Rinas (2021c).

¹⁰³ Ausführlicher wird Weises Lehre in Rinas (2017:145–151) vorgestellt.

¹⁰⁴ Vergleichbare ‚strukturalistische‘ Tendenzen finden sich auch in anderen Werke der Zeit, insbesondere im Umfeld der ‚Weise-Schule‘. Vgl. auch Vellusig (2000:49) sowie Rinas (2017:128–130).

sind ausschließlich an der Struktur der Periode orientiert. – Dieser Ansatz scheint in einem gewissen Widerspruch zu der ansonsten so dezidiert adressatenorientierten barocken Sprachtheorie zu stehen, doch lässt er sich als Ausprägung einer anderen wirkmächtigen Idee dieser Zeit deuten: als Orientierung an einer ‚überindividuellen kosmischen Ordnung‘ (vgl. 2.3.4).

In einigen anderen Bereichen der Syntax hat sich allerdings gerade die Adressatenbezogenheit in einer sehr konsequenten, ja geradezu absurden Weise manifestiert. Gemäß den Prinzipien der *constructio politica* musste nämlich „die Hierarchie der sozialpolitischen Ordnung [...] in der syntaktischen Folge korrekt abgebildet werden, so daß mit der sozialen Priorität die zeitliche kongruiert“ (Beetz 1990:206). Abermals wirkt sich hier also die Rangordnung aus: „Wie Personen als soziale Rollenträger, so haben auch Wörter im Barock ihre Präzedenzrechte“ (ebd.). Demgemäß wäre etwa die folgende Konstruktion fehlerhaft:

(3) Da nun Ew. Excellenz hohe intercession bey unsern gnädigsten Landes-Herrn das meiste gilt:
So ergethet mein unterthäniges Bitten an Ew. Excellenz [...]. (Neukirch 1722:27)

Hier gibt es zwei „Verstöße contra ‚constructionem politicam““ (Beetz 1990:206): Der Minister steht im Text vor den Fürsten und der Bittsteller vor dem Patron. Unter Umständen kann die Höflichkeitskonvention sogar zu grammatisch grenzwertigen Konstruktionen führen, wie bei der folgenden Nachstellung des Pronomens *ich* (S. 206f.):

(4) Ob nun wohl Ewr. Excell. ich nicht mit dergleichen beschwerlich fallen will. (Volck von Wertheim 1746:60)

„Als Ausweg vor grammatikalischen Härten bieten sich die Eliminierung des Personalpronomens der 1. Person Singular oder Passivkonstruktionen an“ (Beetz 1990:207). So darf ein Statushöherer „im Aktiv vom Niedrigeren sagen ‚Ich kenne diese Person‘, während umgekehrt dem Statusinferioren nur die Passiv-Konstruktion erlaubt ist: ‚Ich habe die Ehre von ihm gekannt zu werden.““ (ebd.). Auch Einbettungsstrukturen werden zur Markierung von Hochachtung und Verehrung eingesetzt, was zu hypotaktischen Strukturen führt, die dem folgenden Prinzip verpflichtet sind:

„Die Hypotaxe verlegt die sachliche Information in den Nebensatz und macht die Höflichkeitsleistung des Adressaten bzw. die Dreistigkeit des Sprechers im Hauptsatz zur Hauptsache.“ (Beetz 1990:220)

Hier einige Beispiele für derartige Transformationen (S. 119f.):

nicht:	sondern:
Ich habe Sie gestern gesehen.	Ich habe die Ehre gehabt, Sie zu sehen.
Wollen Sie dieses oder jenes tun.	Wollen Sie geruhen,...
Haben Sie das getan?	Haben Sie die Güte gehabt,...

Im Sinne des sozialen Codes kann sogar die Zahl der Matrixsätze den sozialen Abstand der Interagierenden signalisieren (S. 220f.).

Wir sind bereits auf die Rolle konfessioneller Unterschiede zu sprechen gekommen (vgl. 2.1). Diese haben sich auch sprachlich ausgewirkt. So entwickelte sich im süddeutsch-katholischen Sprachraum wohl schon im 16. Jahrhundert die Varietät der an lateinischen Vorbildern und dem barocken Kanzleistil orientierten ‚süddeutschen Reichssprache‘, welche deutliche Unterschiede zum norddeutsch-protestantischen Sprachgebrauch aufwies.¹⁰⁵ Dass es hierbei auch syntaktische Differenzen gab, hat Wiesinger (1983:235f.) am Beispiel der im mährischen Olmütz um die Mitte des 18. Jahrhunderts verlegten Zeitschrift *Monathliche Auszüge Alt / und neuer Gelehrten Sachen* illustriert. Hier finden sich noch typisch barocke Sprachmerkmale wie die periodische Vorsatz-/Nachsatz-Gliederung mit

¹⁰⁵ Vgl. hierzu Mattheier (1989). Vgl. etwa auch von Polenz (2013:182) und Niefanger (2012:125).

pronominalen Formen wie *selbiges* sowie komplexen Prädikatskonstruktionen im Schlussfeld, des Weiteren Inversionen nach *und*.¹⁰⁶ Diese Gestaltungsweise scheint im süddeutschen Sprachraum um die Mitte des 18. Jahrhunderts noch gängig gewesen zu sein.¹⁰⁷ Manches hat sich wohl sogar bis heute gehalten. So gilt zwar die Inversion nach *und* im heutigen Deutsch als nahezu ausgestorben, doch hat Vollmann (2015) demonstriert, dass sie weiterhin in der österreichischen Verwaltungssprache in Gebrauch ist.

3.5. Frakturschrift

Ein auffälliger Zug barocker Druckwerke ist der Gebrauch aufwendig und kunstvoll gestalteter Frakturschriften. Im Folgenden sollen einige Aspekte dieser Schriftart angesprochen werden.

Die Frakturschrift wurde aus der spätmittelalterlichen gebrochenen Schrift Bastarda entwickelt, wobei offenbar eine böhmische Variante den Ausgangspunkt bildete. Von dieser ererbte die Fraktur die „Elefantenrüssel, jene eigenwillig ausholenden Schnörkel am Beginn von *A, B, M, N, P, R, S,* und *W*“ (Kapr 1993:22). Erstmals eingesetzt wurde die Fraktur in einem 1513 gedruckten Gebetbuch für den römisch-deutschen Kaiser Maximilian I. An der Gestaltung dieses Buches waren Schreibmeister, Drucker und Illustratoren beteiligt. 1517 wurde auf Veranlassung Maximilians der Versroman *Theuerdank* gedruckt, wobei die Frakturschrift typographisch weiterentwickelt wurde. In dieser Gestalt wurde sie zum Vorbild für viele Druckwerke.¹⁰⁸ In der Barockzeit wurden die Verzierungen noch weiter ausgearbeitet; die Frakturschriften dieser Zeit zeichnen sich durch eine „opulente Ornamentik“ aus (Kapr 1993:54).

Mit ihren Verzierungen und ihrer ‚Überstrukturiertheit‘ folgen diese Schriften der zeittypischen Neigung zur Komplexität. Darüber hinaus lässt auch der konkrete Gebrauch der Fraktur eine direkte Anbindung ans Ständedenken jener Zeit erkennen. Generell wurde die barocke Schriftgestaltung nämlich gezielt dazu verwendet, ‚wichtige‘ Texte und Textbestandteile herauszuheben. Kapr (1993:56) zufolge verfuhr man „nach dem Motto“: „Je mehr Schnörkel, desto wichtiger ist der Inhalt und desto bedeutungsvoller ist der Absender.“ In diesem Sinne hat auch Beetz (1990:201–203) detailliert ausgeführt, wie in manchen barocken Texten Schriftgrößen und andere Mittel (z. B. Versalien und Fettdruck) zur Widerspiegelung sozialer Rangunterschiede eingesetzt wurden. So variiert der Schriftgrad „in der Widmung von Hunolds erfolgreichstem Komplimentierbuch [...] fünffach nach dem jeweiligen Status des Referenten“ (S. 201). – Was hier in teils extremer Weise differenziert wurde, hatte im Übrigen auch in der äußeren Briefgestaltung seine Entsprechung. Beetz (1990:203–205) führt aus, dass Faktoren wie der Status des Adressaten und Adressanten, aber etwa auch die Textsorte reflektiert wurden durch Faktoren wie: Papiersorte und -größe; Falten des Briefes; Größe, Art, Farbe und Platzierung des Siegels; Platzierung und Abstand von Textteilen wie Anreden oder Grußformeln.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts gab es Bemühungen, die Frakturschrift durch die Antiqua zu ersetzen, doch stießen diese teils auf starke Widerstände, sodass die Fraktur letztlich erst im 20. Jahrhundert verdrängt wurde.¹⁰⁹

Insgesamt unterscheidet sich die Fraktur als Schriftsystem teils markant von der Antiqua. Das Zeicheninventar der Fraktur ist reicher, insbesondere deshalb, weil hier mehrere funktional differenzierte S-Schreibungen in Gebrauch sind (<ſ>, <ſ̄> und <ẛ>) und es zudem Ligaturen gibt, deren Verwendung in vielen Kontexten obligatorisch ist (vor allem <ck>, <ck̄>, <ft> und <ft̄>). Dies hat unmittelbare Konsequenzen für Wortschreibungen und Silbentrennungen, sodass man der Frakturschrift eine eigene Graphematik zuschreiben kann.¹¹⁰

¹⁰⁶ Vgl. auch Rinas (2022a:43f.).

¹⁰⁷ Vgl. etwa Reiffenstein (1992:485f.).

¹⁰⁸ Vgl. Kapr (1993: 20–22, 32–36).

¹⁰⁹ Vgl. hierzu Hartmann (1998).

¹¹⁰ Vgl. hierzu ausführlicher Rinas (2021a).

In barocken Drucken wurden Fraktur und Antiqua oft nebeneinander gebraucht. Diese Zweischriftigkeit wurde in verschiedener Weise funktionalisiert, etwa zur Unterscheidung nativer und nicht-nativer Ausdrücke. Insbesondere im 17. Jahrhundert finden sich solche Differenzierungen sogar innerhalb einzelner Wörter.¹¹¹ Man stößt auf Schreibungen wie: „die Philologischen Difficultäten“ (Weise 1696:123).

In der Barockzeit wurden also typographische Mittel für unterschiedlichste Differenzierungen eingesetzt. Diese gehen in Neueditionen häufig verloren. Daher sollten beim Umgang mit barocken Texten (auch) Originalausgaben oder Faksimiles herangezogen werden.

3.6. Wucherungen

In der Sprache des Barock ist es zu gewissen ‚Auswüchsen‘ gekommen, die häufig als problematisch angesehen werden. So hat laut Admoni (1990:176) „der Hang zur Gelehrsamkeit“ und die hiermit verbundene ausgeprägt hypotaktische Schreibweise in der Zeit zwischen 1550 und 1700 „eine immer tiefere Entfremdung zwischen der Sprache der Schriftwerke und der gesprochenen Sprache“ bewirkt. Namentlich „in den kanzleimäßigen Texten“ fänden sich hochkomplexe „unpräzise Konstruktionen“ (S. 197). Als Beleg zitiert Admoni (ebd.) den Anfang eines Vertrages von 1714. Hier eine vereinfachte Wiedergabe der Hauptteile dieses Beispiels:

- P: Nachdeme zwischen dem Hauß Hessen-Cassel und dem Hauß Hanau von alten Zeiten her eine gute Verbindung gewesen / welche die in Kriegs-Zeiten geleistete Hülffe an den Tag legen und die nahe Verwandschafft erfordert /
- A: daß hochgedachte Häußer sich zusammen thun / und ein und anders miteinander zu verabreden suchen.

Diese beiden Teile sind (modern gesprochen) als konjunkional eingeleitete Nebensätze realisiert, aber es gibt keinen Hauptsatz, auf den sie bezogen sind. Entsprechend konstatiert Admoni, dass es hier nicht gelungen sei, „die strukturelle Gestaltung des Satzgefüges aufrechtzuerhalten“, da die „Nebensätze“ „keinen wirklichen strukturellen Halt in der Redekette“ hätten (S. 197).

Lefèvre (2013:265) hat dieser Einschätzung widersprochen. Er verweist auf die (in der obigen Wiedergabe berücksichtigte) Gliederung in Protasis [P] und Apodosis [A] und betont, dass diese der traditionellen Perioden-Konzeption entspreche. Demnach habe diese Konstruktion „eindeutig eine strukturierende Funktion“ und müsse „als syntaktische Einheit betrachtet werden“ (S. 267) – aber eben nicht im Sinne der modernen Satzlehre, sondern im Sinne der Periodenkonzeption.

Lefèvres Argumentation ist überzeugend. Es wäre auch schwerlich vorstellbar, dass ein Schreiber gleich am Anfang eines derart wichtigen Dokuments ‚den Überblick verliert‘; vielmehr wird man sich gerade beim Auftakt besonders um eine repräsentative Gestaltung bemüht haben. Dennoch ist Admoni darin zuzustimmen, dass solch komplexe und artifizielle Perioden sich scharf von Konstruktionen der gesprochenen Alltagssprache unterscheiden haben müssen. Es stellt sich somit die Frage, wie diese von den Zeitgenossen rezipiert wurden.

In der diachronen Forschung wird häufiger die These vertreten, dass die Syntax mittelalterlicher deutscher Texte hörererorientiert war, während sich in Texten der Neuzeit allmählich eine ‚Syntax des Auges‘ entwickelte.¹¹² Wie aber fügen sich die hochkomplexen Perioden des 17. Jahrhunderts in diese Entwicklung? Sind deren markante Gliederungssignale (Konjunktionen, Verbalgruppen) leser- oder hörererorientiert? Wurden solche Perioden laut verlesen? In welcher Weise? Wurden sie eher mechanisch vorgetragen, unter besonderer Betonung der Gliederungssignale? – Selbst wenn das der Fall war, scheint es kaum vorstellbar, dass die damaligen Zuhörer in der Lage gewesen wären, derartige Konstruktionen zu verarbeiten. Aber vielleicht kam es darauf auch gar nicht an. Vielleicht war bei diesen Perioden die Repräsentationsfunktion wichtiger als ihr Inhalt. So wie bei Gesetzen

¹¹¹ Vgl. etwa von Polenz (2013:65). Vgl. auch Rinas (2021a:271).

¹¹² Vgl. etwa Betten (1987:161f.).

offenbar nicht immer ihre Befolgung im Vordergrund des Interesses stand, so ging es bei sprachlichen Äußerungen wohl nicht durchgehend um die Übermittlung ihres propositionalen Gehalts.¹¹³

Auch in der Komplimentierkunst des 17. Jahrhunderts gab es ausufernde Tendenzen. Beetz (1990:281f.) führt aus, dass eine schriftliche Tanzaufforderung um die Mitte des 17. Jahrhunderts „15 Druckzeilen einer Oktavseite“ umfassen konnte, während um 1720 bereits von „verdrießlichen langen Complimenten“ abgeraten wurde und eine solche Aufforderung lediglich aus einem kurzen Satz bestehen konnte.

Wucherungen gab es auch bei der Gestaltung der Frakturschrift. Kapr attestiert ihr für die Barockzeit eine „opulente Ornamentik, die sich sorglos über das Anliegen einer guten Lesbarkeit hinwegsetzt“, sodass „die Schnörkel“ zum „Selbstzweck“ werden (1993:54). Die Lesbarkeit war vor allem bei den Majuskeln beeinträchtigt, weshalb sie auch kaum für Hervorhebungen wie **CHRISTUS** oder **GOTT** eingesetzt wurden. Stattdessen wurden gewöhnlich nur die beiden ersten Buchstaben als Majuskeln realisiert:¹¹⁴ **Ch**ristus, **G**ott.

Es kann kaum überraschen, dass derlei Ausuferungen bereits im zeitgenössischen Diskurs karikiert wurden.¹¹⁵ Allerdings sollten solche Äußerungen nicht überbewertet werden. Der Umstand, dass jemand eine übertrieben befolgte Konvention verspottet, muss nicht bedeuten, dass er die Konvention als solche ablehnt.

4. Barock und Protestantismus

Barock wird oft assoziiert mit Katholizismus und Gegenreformation (vgl. 2.1). Namentlich im Bereich barocker Sprachkultur gibt es jedoch Momente, die diese Zuordnung relativieren. Dies zeigt sich schon daran, dass zahlreiche bedeutende Barockautoren Protestanten waren, etwa Opitz, Harsdörffer, Gryphius, Hoffmann von Hoffmannswaldau, von Zesen, von Lohenstein, Weise und Beer. Auch die barocken Sprachgesellschaften waren dem Protestantismus verbunden,¹¹⁶ ebenso Grammatiker wie Gueintz, Schottel und Stieler. – Gewöhnlich wird dieser Umstand dadurch erklärt, dass Luthers Bibelübersetzung und die hiermit verknüpfte religiöse Praxis eine Aufwertung des Deutschen implizierte, wohingegen man in den katholischen Ländern länger am Vorrang des Lateinischen festhielt und das Deutsche als zweitrangig betrachtete. Dadurch gewann die deutsche Sprachkultur der protestantischen Länder einen Vorsprung, der in den katholischen Ländern erst allmählich wettgemacht wurde.¹¹⁷

Freilich gab es auch auf katholischer Seite erfolgreiche deutschsprachige Schriftsteller, etwa Martin von Cochem und Abraham a Sancta Clara. Allerdings galt für Katholiken das Prinzip, sich in der deutschen Sprache eines nicht-elitären mittleren Stils (*sermo humilis*) zu befleißigen.¹¹⁸ Die Konsequenz war, dass die prestigeträchtigen Werke des hohen Stils, also gerade die ‚mustergültigen‘ Barockwerke, fast ausnahmslos von Protestanten stammten.¹¹⁹

Auf einen noch frappierenderen Umstand hat Beetz (1990:78–83) hingewiesen: Auch die Verfasser der barocken Anstandsbücher waren nahezu ausschließlich Protestanten. Zudem bündelten sich deren Aktivitäten in den Städten Leipzig, Jena, Halle und Hamburg – also an Orten, die sich bald zu Zentren der Aufklärung und damit zu Ausgangspunkten der Überwindung barocken Denkens entwickeln sollten.¹²⁰ Hingegen scheint es in den katholischen Ländern kaum Höflichkeitstheoretiker

¹¹³ Eine weitere Form ritualisierten Vortragens war die Lesung des (den meisten Kirchgängern unverständlichen) lateinischen Bibeltextes in der katholischen Messe. Dieses ‚Performance-Lesen‘ gehörte somit zur Alltagserfahrung.

¹¹⁴ Vgl. Killius (1999:114–116).

¹¹⁵ Vgl. etwa Beetz (1990:280) oder Schwitalla (2002:387–389).

¹¹⁶ Vgl. etwa Gardt (1999:104) und Hundt (2000:113).

¹¹⁷ Vgl. etwa van Dülmen (1999:142–145) und Meid (2009:24–31 u. 884) sowie Abschnitt 3.4. – Auch im Bereich des Deutschunterrichts waren die protestantischen Länder progressiver; vgl. Frank (1973: Kap. I).

¹¹⁸ Vgl. Meid (2009:24f., 130, 132, 781, 784, 792f., 798).

¹¹⁹ Vgl. Meid (2009:134, 232, 533f., 587, 800).

¹²⁰ Vgl. etwa Riedel (1995).

gegeben zu haben, doch haben sich traditionelle Formen der Höflichkeit dort anscheinend stärker erhalten.¹²¹

Wie lässt sich dies erklären? – Offenbar haben sich hier besondere Denk- und Verhaltensweisen der Protestanten ausgewirkt. Bereits der Ansatz Luthers, den Bibeltext für jedermann zugänglich zu machen und jedes Individuum in ein unmittelbares Verhältnis zu Gott zu setzen, hatte einen ‚aufklärerischen‘ Charakter. Dies dürfte bei den Protestanten das Bedürfnis forciert haben, die Größen Individuum, Gesellschaft und Religion ‚zusammenzudenken‘.¹²² So drehten sich die gesellschaftsethischen Werke regelmäßig um die Frage, wie die utilitaristische Umgangslehre mit christlichen Werten vereinbart werden könne.¹²³ Des Weiteren finden sich in den Briefstellern von Kaspar von Stieler und Christian Weise Betrachtungen über das Verhältnis von Individualstil und rangorientierter stilistischer Angemessenheit.¹²⁴ Anscheinend hatten die Aporien der barocken Gesellschaft die Dringlichkeit solcher Fragen verstärkt (vgl. 2.3).

Es drängt sich somit der Eindruck auf, dass sich die barocken Höflichkeitstheoretiker ihrem Gegenstand mit einer geradezu ethnographischen Distanz genähert haben: Sie versuchten ein Phänomen zu durchdringen, das ihnen bereits etwas fremd geworden war. Insofern erhebt sich die Frage, ob die äußerst subtilen Ausführungen über die standesgemäße Gestaltung von Komplimenten, Anreden, Schriftarten, Briefen usw. wirklich getreue Wiedergaben von Praktiken waren oder ob es sich nicht um Ausarbeitungen handelt, die eher der ‚Liebe zur Theorie‘ geschuldet waren. – Vermutlich gab es hier die eine oder andere idealisierende Übertreibung. Andererseits kann kaum bezweifelt werden, dass diesen Regelungen zumindest ein wahrer Kern zugrunde lag, dass sie also Verhaltensweisen des ständeorientierten Alltagslebens reflektierten.

Es gab somit zweifellos deutliche Asymmetrien zwischen der katholischen und der protestantischen Kultur im Barock. Diese reflektiert auch Hersche (2015:2f.):

„Der protestantische ‚Randbarock‘ konnte sich zwar an den international ausgerichteten Höfen entfalten, hatte aber in der Bevölkerung, besonders in dem [...] Bürgertum, weit weniger Rückhalt. Günstigere Bedingungen bot ihm die stärker adlig-bäuerlich geprägte katholische Welt. Qualitativ und quantitativ überragt die Kunstproduktion, besonders im sakralen Bereich, in den katholischen Ländern die protestantischen bei weitem, dasselbe gilt [...] weitgehend auch für die Musik. Hingegen fanden Philosophie und Literatur in der Tat eher im wortfixierten Protestantismus eine Heimstätte, wobei aber die Schwierigkeit besteht, zu formulieren, was daran denn eigentlich ‚barock‘ sein soll. Dauerte das Barockzeitalter im katholischen Raum mindestens anderthalb Jahrhunderte, so war die begrenzt barock geprägte Epoche im protestantischen Europa kürzer, einerseits weil – im Gegensatz zu Südeuropa – spätmittelalterlich-renaissancehafte Formen sich länger hielten, andererseits die Aufklärung schon früher, bereits im späten 17. Jahrhundert, einsetzte.“

Damit ließe sich erklären, weshalb ‚barocke‘ Verhaltensweisen in den katholischen Ländern teils bis heute resthaft vorhanden sind. Hersches Relativierung der protestantischen Beiträge zur Literatur der Barockzeit ist allerdings wenig überzeugend, denn seine Frage, was hieran ‚barock‘ sein soll, lässt sich recht problemlos beantworten: Die literarischen, rhetorischen und gesellschaftsethischen Beiträge protestantischer Autoren reflektieren ausgiebig die Ständeordnung, und dies manifestiert sich oft auch sprachlich in der typisch barocken Erscheinung des ‚Schwulst‘ – konkreter gesprochen: der hohen Komplexität, der Indirektheit, der ausgeprägten Unterwürfigkeit und der Weitschweifigkeit. (‚Schwulst‘ ist letztlich die sprachliche Ausprägung barocker Theatralität.)

¹²¹ Dies bezeugen noch heute verbreitete Klischees der wechselseitigen Wahrnehmung von Österreichern/Tschechen und Deutschen: Die Nachfolger der katholischen Habsburger-Monarchie werden oft als äußerst höflich wahrgenommen, die Deutschen (v.a. solche aus protestantischen Gegenden) gelten hingegen als sehr direkt, täppisch oder gar unhöflich. Vgl. hierzu etwa Mappes-Niediek (2001:40) und Šmídová (2001).

¹²² Bezeichnenderweise entstammen auch die autobiographischen Schriften des 17. Jahrhunderts überwiegend dem protestantischen Umfeld; vgl. Bernheiden (1988:271).

¹²³ Vgl. Beetz (1990:243f.). Vgl. etwa auch Sinemus (1978:117f.).

¹²⁴ Vgl. hierzu Sinemus (1978:106–118, 126–128).

Eine solche Auffassung scheint zu implizieren, dass Werke, denen die Merkmale des ‚Schwulst‘ fehlen, als weniger typische Erscheinungen des Barock einzustufen wären. Schon in Abschnitt 3.2 wurde Grimmelshausens *Simplicissimus* als ein Werk genannt, in dem die barocken Eigenschaften nicht in ihrer markantesten Form ausgeprägt sind. Noch untypischer ist etwa das lyrische Werk von Paul Gerhardt. Dessen protestantische Erbauungslieder sind in einem betont schlichten Stil verfasst (und gerade dies dürfte ihre intensive Rezeption bis auf den heutigen Tag erklären).¹²⁵ Sollte man derlei Werke also nicht zur Barock-Literatur rechnen? – Doch! Auch die Werke des ‚mittleren‘ und ‚niedereren‘ Stils waren ja Bestandteile des Systems barocker Textgestaltung, denn die Wahl der Stilhöhe erfolgte keineswegs beliebig, und sie war erst recht nicht das Resultat gestalterischer Unbedarftheit, sondern sie basierte auf einer bewussten, die kommunikative, nicht zuletzt auch die ständische Situation reflektierenden Entscheidung.

Auch im mittleren oder niederen Stil verfasste Texte der Barockzeit sind also keine Abweichungen vom barocken Sprachdenken. Sie sind auch nicht einfach als Vorboten jener Vereinfachungen zu deuten, die sich nach dieser Epoche durchsetzten. Vielmehr sind sie ein fester, eindeutig funktionaler Bestandteil des komplex-differenzierten barocken literarischen Feldes.

Dass wir uns in diesem Beitrag vornehmlich mit Erscheinungsformen des ‚Schwulst‘ befasst haben, diente somit nicht einer ausgrenzenden Beschränkung auf den vermeintlich ‚einzig wahren‘ Barock, sondern hatte vor allem strategische Gründe: Gerade diese Erscheinungsformen wirken auf heutige Leser irritierend und sind daher besonders erklärungsbedürftig. Gleichwohl müssen auch die weniger auffälligen Phänomene in die Betrachtung einbezogen werden.

5. Was danach geschah

Nach gängigem Verständnis folgte auf die Barockzeit die Epoche der Aufklärung (vgl. 2.1). Gewisse aufklärerische Ansätze zeigten sich bereits im ausgehenden 17. Jahrhundert, vor allem im protestantischen Kontext (vgl. 4). Im 18. Jahrhundert verstärkten sich diese Tendenzen; sie führten zu einer Abwendung vom barocken Denken, die sich in den 1720er Jahren andeutete und um die Mitte des 18. Jahrhunderts kulminierte.¹²⁶ Es ist beeindruckend, dass sich dieser Bruch in den unterschiedlichsten Bereichen nahezu synchron manifestierte:

- Im Kontext des ‚Aufgeklärten Absolutismus‘ wurden wichtige legislative und andere Weichenstellungen vorgenommen, etwa schon von Friedrich dem Großen und Maria Theresia.¹²⁷
- In sozialer Hinsicht war gerade die Schicht der gebildeten ‚Bürgerlichen‘ ein wesentlicher Träger und Propagator barocker Kultur (vgl. 1; 2.3.2; 3.1). Deren Situation wurde jedoch im Laufe des 18. Jahrhunderts prekär; ihre Aufstiegschancen verschlechterten sich, weshalb sie sich von der höfischen Repräsentationskultur distanzieren und ihr ein ‚bürgerliches Tugendmodell‘ entgegensetzten.¹²⁸ Es kam zu einem Rückgang ständeorientierten Denkens, der sich etwa darin widerspiegelt, dass Gerichtsprozesse um Rangordnungen nach 1750 signifikant abnahmen.¹²⁹
- Auch in der Höflichkeit ging die Orientierung am Vorbild des Adels allmählich verloren, sodass eine zunehmende ‚Verbürgerlichung‘ einsetzte. Seit Beginn des 18. Jahrhunderts wurden schlichtere, ‚natürlichere‘ Komplimente postuliert. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde die Schlichtheit der Interaktion sogar zu einer moralischen Forderung.¹³⁰

¹²⁵ Vgl. etwa Meid (2009:234–237). Vgl. auch Trunz (1992:22).

¹²⁶ Eine mentalitätsgeschichtliche Darstellung dieser Umbruchzeit bietet Schröter (2011: Kap. 5).

¹²⁷ Vgl. etwa Schneiders (2008:83–89). Vgl. auch Freist (2008:95–109).

¹²⁸ Meid (2009:41). Vgl. auch Reinhard (2006:319f.) sowie bereits Martino (1976:136).

¹²⁹ Vgl. Stollberg-Rilinger (2001:393 u. 407).

¹³⁰ Vgl. Beetz (1990: 95–98, 281–283).

- Im religiösen Bereich wurde in wachsendem Maße die katholische ‚Barockfrömmigkeit‘ (und damit gleichsam ein Prototyp barocken Verhaltens) kritisiert.¹³¹
- Auch im literarischen Kontext vollzog sich ein Wandel; es kam zur ‚Negation des Wertes der barocken Repräsentationsdichtung‘ und zur ‚Schaffung einer nach Stil und Inhalt dem von ihr anvisierten Publikum der mittleren Stände angemessenen Literatur‘ (Martino 1976:143).
- Generell beobachten wir in der Sprachkultur eine Abwendung vom ‚genormten Schreiben‘ im Sinne der periodischen Schreibweise. Frühe Propagatoren eines ‚natürlichen‘ Stils waren Gottsched und Gellert. Sie übten scharfe Kritik an den ‚geschraubten‘ Perioden der Barockzeit.¹³² • In analoger Weise wurde in der didaktischen Literatur ein variables ‚natürliches‘ Lesen eingefordert.¹³³
- Selbst in der Schrift wirkte sich dieser Wandel aus: Um die Mitte des 18. Jahrhunderts kam es zu ersten Bemühungen, in deutschen (literarischen) Texten die Antiqua zu etablieren. Diese Entwicklung war dadurch motiviert, dass die Antiqua als schlichtere und klarere Schriftart wahrgenommen wurde, die der neueren ‚natürlicheren‘ Schreibweise gemäßer sei.¹³⁴
- Auch im Theater distanzierte man sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von ‚den steifen Darstellungsformen des Barocks‘ und suchte stattdessen eine ‚psychologische Wahrheit auf der Grundlage empirischer Beobachtungen‘ auf die Bühne zu bringen (Kolesch 2014:233).
- Ebenso empfand man in der Musik um die Mitte des 18. Jahrhunderts das Zurückliegende als ‚überladen‘ oder ‚verworren‘, und man strebte eine neue Natürlichkeit und Lebendigkeit an.¹³⁵
- Analoges ereignete sich in der Kunst.¹³⁶ Hiermit korrelierte der Niedergang der Emblematik.¹³⁷

Kein Zweifel: Um die Mitte des 18. Jahrhunderts gab es im deutschen Sprachraum einen markanten geistesgeschichtlichen Bruch. Dieser hatte weitreichende Folgen auch für die Sprachpraxis und die Sprachtheorie, sodass es um mehr ging als um einen bloßen Stilwandel:

- Konjunktionen, die bis dahin zur Markierung von Vor- und Nachsatz in der Periode eingesetzt worden waren (*seithero*, *alldieweil*, *sintemal* usw.), wurden ungebräuchlich und starben aus.¹³⁸
- Die ‚Inversion nach *und*‘, die in der Periode den Übergang von Vor- und Nachsatz markierte, wurde nun ‚funktionslos‘. Seit dem 19. Jahrhundert wurde sie als Erscheinung des ‚Papierdeutsch‘ bekämpft, was im 20. Jahrhundert zu ihrer fast vollständigen Eliminierung führte.¹³⁹
- Auch die afiniten Konstruktionen erlebten seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen Rückgang.¹⁴⁰ Von Polenz (2013:303) erklärt dies dadurch, dass ‚die unpräzisen und übertriebenen Hypotaxeformen des 16. bis frühen 18. Jh. weitgehend vermieden,

¹³¹ Bereits Walch (1734:637) wertet die katholische Praxis der Eucharistie ‚als eine theatralische Vorstellung‘, ‚als wenn eine Comödie gespielt wird‘. Vgl. auch van Dülmen (1999:139).

¹³² Vgl. Blackall (1966:69) und Beetz (1990:303–310). Zu einer Rekonstruktion dieses Wandels vgl. Rinas (2021d).

¹³³ Vgl. hierzu Rinas (2017: 67–73, 203–205, 245f.).

¹³⁴ Zu dieser Entwicklung und ihren Hintergründen vgl. Killius (1999:142–184 u. 201f.).

¹³⁵ Vgl. Dammann (1995:477)

¹³⁶ Vgl. Erben (2020:120).

¹³⁷ Vgl. etwa Martino (1976:133) und Erben (2020:122f.). Vgl. auch 2.3.4.

¹³⁸ Vgl. hierzu etwa von Polenz (1978:123f.) und Reiffenstein (1992:486).

¹³⁹ Vgl. hierzu Rinas (2021b).

¹⁴⁰ Vgl. Janigáné-Prokai (2013:105, 115f.).

also die Satzgefügestrukturen durchsichtiger wurden“. Dies ist zwar nicht falsch, aber verkürzend: Es ist nicht bloß zu einer Konstruktions-Vereinfachung gekommen; vielmehr wurde das Schreiben von Perioden durch das Schreiben einfacherer und flexibler gestalteter Sätze verdrängt, sodass hier auch eine sprachliche Kategorie durch eine andere ersetzt wurde.¹⁴¹

- Entsprechend erwuchs auch in der Grammatikschreibung des 18. Jahrhunderts der traditionellen Kategorie der Periode Konkurrenz durch den Satzbegriff. Ein frühes Beispiel für eine konsequent satzorientierte Sprachlehre legte Basedow (1756) vor. Später hat vor allem Adelung in seinen grammatischen Werken (z. B. 1782) die satzbezogenen Analysen weiter befördert. Allgemein durchgesetzt hat sich die Satzkonzeption in der Grammatik/Syntax des 19. Jahrhunderts.¹⁴²
- In analoger Weise wurde auch in der Interpunktionslehre die Einheit der Periode allmählich durch die Konzeption des Satzes verdrängt. Zudem wurden die beiden zentralen Gliederungszeichen für die Periode, das Kolon und das Semikolon, sukzessive marginalisiert, während das Komma nun zum zentralen Gliederungsmittel für Sätze avancierte.¹⁴³
- Mit der Abkehr von der periodischen Schreibweise korrelierte zudem die Ausbreitung des Gedankenstrichs, welcher in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einem Modezeichen wurde. Bezeichnenderweise wurde er häufig eingesetzt, um eine ‚lockere‘ sprunghaft-assoziative Schreibweise zu unterstützen.¹⁴⁴
- Erst diese Abwendung von der weitgehend standardisierten Periode und die Hinwendung zu flexibler gestalteten Sätzen ermöglichte es, Satzkonstruktionen in ihrer Mannigfaltigkeit und Individualität wahrzunehmen. Vor allem zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde hier in den Grammatiken und in den Interpunktionslehren wichtige Grundlagenarbeit geleistet.¹⁴⁵

Diese und viele andere Brüche haben uns der Barockzeit entfremdet, doch handelt es sich letztlich nur um Symptome eines Wandels im Gesellschaftsleben, im Alltagsverhalten und in der gesamten Denkweise, eines Wandels, der viel umfassender und grundlegender war, als uns dies im allgemeinen bewusst ist. Umso wichtiger ist es, die hieraus resultierenden Differenzen zu reflektieren und damit der Gefahr vorzubeugen, dass wir unsere heutige Wahrnehmungsweise allzu unbekümmert auf barocke Lebensäußerungen projizieren.

Literaturverzeichnis

- ADELUNG, Johann Christoph (1782): *Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache...* Leipzig.
- ADMONI, Wladimir (1990): *Historische Syntax des Deutschen*. Tübingen.
- ALEWYN, Richard (1974): *Probleme und Gestalten*. Frankfurt/M.
- ALEWYN, Richard (1989): *Das große Welttheater*. München.
- ASMUTH, Bernhard (1992): „Angemessenheit“. In: UEDING (Hrsg.) (1992–2012), Bd. 1, S. 579–604.
- BARNER, Wilfried (1970): *Barockrhetorik*. Tübingen.
- BARNER, Wilfried (1984): Christian Weise. In: STEINHAGEN, Harald / VON WIESE, Benno (Hrsg.): *Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts*. Berlin, S. 690–725.
- BASEDOW, Johann Bernhard (1756): *Lehrbuch prosaischer und poetischer Wohlredenheit...* Kopenhagen.
- BEEZ, Manfred (1990): *Frühmoderne Höflichkeit*. Stuttgart.

¹⁴¹ Ausführlicher wird dieser Zusammenhang in Rinas (2019) dargestellt.

¹⁴² Vgl. zu diesen Entwicklungen Rinas (2017:49–62, 121–124, 132–142, 138f., 140f., 213f.).

¹⁴³ Vgl. Rinas (2017:156f., 182f., 222, 234f., 204–243, 272–274).

¹⁴⁴ Vgl. Rinas (2022b).

¹⁴⁵ Vgl. hierzu Forsgren (1985), Naumann (1986) und Rinas (2017: Kap. 7).

- BERNHEIDEN, Inge (1988): *Individualität im 17. Jahrhundert*. Frankfurt/M.
- BESCH, Werner et al. (Hrsg.) (1998–2004): *Sprachgeschichte*. 2. Aufl. 4 Bde. Berlin; New York. [Bd. 1: 1998/Bd. 2: 2000/Bd. 3: 2003/Bd. 4: 2004]
- BETTEN, Anne (1987): *Grundzüge der Prosasyntax*. Tübingen.
- BLACKALL, Eric A. (1966): *Die Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache 1700–1775*. Stuttgart.
- BRABANT, Dominik (2017): Widerstreit der Bilder. Beobachtungen zu Caravaggio und dem Barock. In: BRABANT / LIEBERMANN (Hrsg.), S. 209–244.
- BRABANT, Dominik / LIEBERMANN, Marita (2017): Zur Einführung: Barock. In: BRABANT / LIEBERMANN (Hrsg.), S. 9–18.
- BRABANT, Dominik / LIEBERMANN, Marita (Hrsg.) (2017): *Barock. Epoche – ästhetisches Konzept – Denkform*. Würzburg.
- BREMER, Kai (2008): *Literatur der Frühen Neuzeit*. Paderborn.
- BRUNDIN, Gudrun (2004): *Kleine deutsche Sprachgeschichte*. München.
- BUCHOLTZ, Andreas Heinrich (1659): *Des Christlichen Teutschen Groß-Fürsten Herkules Und der Böhmischen Königlichen Fräulein Valjska Wunder-Geschichte*. Bd. 1. Braunschweig.
- CORETH, Anna (1982): *Pietas Austriaca. Österreichische Frömmigkeit im Barock*. 2. Aufl. Wien.
- DAMMANN, Rolf (1995): *Der Musikbegriff im deutschen Barock*. 3. Aufl. Laaber.
- DINZELBACHER, Peter (2008): Zu Theorie und Praxis der Mentalitätsgeschichte. In: DINZELBACHER (Hrsg.), S. XVII–XLIII.
- DINZELBACHER, Peter (Hrsg.) (2008): *Europäische Mentalitätsgeschichte*. 2. Aufl. Stuttgart.
- DUCHHARDT, Heinz (2007) *Barock und Aufklärung*. 4. Aufl. München.
- VAN DÜLMEN, Richard (1981): Formierung der europäischen Gesellschaft in der Frühen Neuzeit. In: *Geschichte und Gesellschaft* 7/1981, S. 20–41.
- VAN DÜLMEN, Richard (1997): *Die Entdeckung des Individuums 1500–1800*. Frankfurt/M.
- VAN DÜLMEN, Richard (1999): *Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit*. 3. Bd. 2. Aufl. München.
- ERBEN, Dietrich (2020): *Die Kunst des Barock*. 3. Aufl. München.
- ERNST, Peter (2005): *Deutsche Sprachgeschichte*. Wien.
- ERWENTRAUT, Kirsten (1999): Briefkultur und Briefsteller – Briefsteller und Briefkultur. In: MEIER (Hrsg.), S. 266–285.
- ETTL, Susanne (1984): *Anleitungen zu schriftlicher Kommunikation*. Tübingen.
- EUSTERSCHULTE, Anne (2017): Athanasius Kirchers Konzept barocker Wissenschaft. In: BRABANT/LIEBERMANN (Hrsg.), S. 331–365.
- FICK, Monika (2016): *Lessing-Handbuch*. 4. Aufl. Stuttgart.
- FISCHER-LICHTE, Erika (1999): *Kurze Geschichte des deutschen Theaters*. 2. Aufl. Tübingen; Basel.
- FISCHER-LICHTE, Erika (2001): Einleitung. In: dies. (Hrsg.), S. 1–19.
- FISCHER-LICHTE, Erika (Hrsg.) (2001): *Theatralität und die Krisen der Repräsentation*. Stuttgart; Weimar.
- FISCHER-LICHTE, Erika (2012): *Performativität*. Bielefeld.
- FIX, Ulla, Andreas GARDT / KNAPE, Joachim (Hrsg.) (2008/2009): *Rhetorik und Stilistik*. 2 Bde. Berlin; New York.
- FORSGREN, KjellÅke (1985): *Die deutsche Satzgliedlehre 1780–1830*. Göteborg.
- FRANK, Horst Joachim (1973): *Dichtung, Sprache, Menschenbildung. Geschichte des Deutschunterrichts von den Anfängen bis 1945*. München.
- FREIST, Dagmar (2008): *Absolutismus*. Darmstadt.
- FRIEDEL, Egon (1991): *Kulturgeschichte der Neuzeit*. Band 1. 9. Aufl. München.
- FULDA, Daniel (2016): Komik. In: KAMINSKI, Nicola / SCHÜTZE, Robert (Hrsg.): *Gryphius-Handbuch*. Berlin; Boston, S. 643–654.
- FURGER, Carmen (2010): *Briefsteller*. Köln; Weimar; Wien.
- FÜSSEL, Marian (2017): Barock im Plural. In: BRABANT / LIEBERMANN (Hrsg.), S. 21–39.
- GARDT, Andreas (1999): *Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland*. Berlin; New York.

- GEYER, Helen (2017): Zwischen Theatrum und Mors: Überlegungen zu Klangkonzepten und Ästhetik. In: BRABANT / LIEBERMANN (Hrsg.), S. 153–171.
- GÖTTERT, KarlHeinz (2009): *Einführung in die Rhetorik*. 4. Aufl. Paderborn.
- GREULE, Albrecht / MEIER, Jörg / ZIEGLER, Arne (Hrsg.) (2012): *Kanzleisprachenforschung*. Berlin; New York.
- GRIMMELSHAUSEN, Hans Jakob Christoffel von (1669): *Der Abentheurliche SIMPLICISSIMUS Teutsch...* Monpelgart.
- GUEINTZ, Christian (1641): *Deutscher Sprachlehre Entwurf*. Cöthen.
- HARSDÖRFFER, Georg Philipp (1656): *Der Teutsche Secretarius...* 3. Aufl. Nürnberg.
- HARTMANN, Silvia (1998): *Fraktur oder Antiqua. Der Schriftstreit von 1881 bis 1941*. Frankfurt/M.
- HERSCHE, Peter (2015): Barock: Politik, Wirtschaft, Kultur und Mentalität einer Epoche (Vortragsmanuskript) Zugänglich unter: <https://silo.tips/download/peter-hersche-barock-politik-wirtschaft-kultur-und-mentalitt-einer-epoche> [20.02.2023]
- HÖCHLI, Stefan (1981): *Zur Geschichte der Interpunktion im Deutschen*. Berlin; New York.
- HÜNECKE, Rainer / AEHNELT, Sandra (Hrsg.) (2016): *Kanzlei und Sprachkultur*. Wien.
- HUNDT, Markus (2000): *„Spracharbeit“ im 17. Jahrhundert*. Berlin; New York.
- JANIGÁNÉ-PROKAI, Katalin (2013): *Afinite Nebensatzkonstruktionen und ihre Geschichte*. Frankfurt/M.
- JELLINEK, Max Hermann (1913)/(1914): *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung*. 2 Bde. Heidelberg.
- JUST, Anna (2016): Das barocke Briefzeremoniell im Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis. In: HÜNECKE / AEHNELT (Hrsg.), S. 243–262.
- KAPR, Albert (1993): *Fraktur. Form und Geschichte der gebrochenen Schriften*. Mainz.
- KETELSEN, Uwe K. / WELS, Ulrike (2011): Christian Weise. In: KÜHLMANN, Wilhelm (Hrsg.): *Killy-Literaturlexikon*. Bd. 12. 2. Aufl. Berlin, S. 238–241.
- KILLIUS, Christina (1999): *Die Antiqua-Fraktur-Debatte um 1800 und ihre historische Herleitung*. Wiesbaden.
- KLUETING, Harm (2007): *Das Konfessionelle Zeitalter*. Darmstadt.
- KOLESCH, Doris (2014): Natürlichkeit. In: FISCHER-LICHTE et al. (Hrsg.): *Metzler Lexikon Theatertheorie*. 2. Aufl. Stuttgart; Weimar, S. 230–234.
- LEFÈVRE, Michel (2013): *Textgestaltung, Äußerungsstruktur und Syntax in deutschen Zeitungen des 17. Jahrhunderts*. Berlin.
- LEONHARD, Karin (2017): Was ist Barock? In: BRABANT / LIEBERMANN (Hrsg.), S. 247–273.
- LOCHNER, Johann Hieronymus (1730): *Kunst zu reden in gemeinem Umgang...* Nürnberg.
- MAPPES-NIEDIEK, Norbert (2001): *Österreich für Deutsche*. Berlin.
- MARTINO, Alberto (1976): Barockpoesie, Publikum und Verbürgerlichung der literarischen Intelligenz. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 1, S. 107–145.
- MATTHEIER, Klaus J. (1989): Gemeines Deutsch – Süddeutsche Reichssprache – Jesuitendeutsch. In: KOLLER, Erwin et al. (Hrsg.): *Bayrisch-österreichische Dialektforschung*, Würzburg, S. 160–166.
- MAURER, Michael (1999): Geschichte und gesellschaftliche Strukturen des 17. Jahrhunderts. In: MEIER (Hrsg.), S. 18–99.
- MEID, Volker (2009): *Die deutsche Literatur im Zeitalter des Barock*. München.
- MEIER, Albert (Hrsg.) (1999): *Die Literatur des 17. Jahrhunderts*. München.
- MÜNCH, Paul (1999): *Das Jahrhundert des Zwiespalts. Deutschland 1600–1700*. Stuttgart.
- NAUMANN, Bernd (1986): *Grammatik der deutschen Sprache zwischen 1781 und 1856*. Berlin.
- NEUKIRCH, Johann George (1722): *FVNDAMENTA Zu Teutschen Briefen...* Halle.
- NEUMEISTER, Sebastian (2017): Das Theater der Macht und die Macht des Theaters im Barock. In: BRABANT / LIEBERMANN (Hrsg.), S. 105–124.
- NICKISCH, Reinhard M. G. (1969): *Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts*. Göttingen.
- NIEFANGER, Dirk (2012): *Barock*. 3. Aufl. Stuttgart; Weimar.

- ORT, Claus-Michael (1999): Affektenlehre. In: MEIER (Hrsg.), S. 124–139.
- OSTERKAMP, Ernst (1999): Emblematis. In: MEIER (Hrsg.), S. 233–254.
- OTTMANN, Henning (2017): Politisches Denken im Zeitalter des Barock. In: BRABANT/LIEBERMANN (Hrsg.), S. 41–53.
- PILTZ, Georg (1980): *Geschichte der europäischen Karikatur*. 2. Aufl. Berlin.
- VON POLENZ, Peter (1978): *Geschichte der deutschen Sprache*. 9. Aufl. Berlin; New York.
- VON POLENZ, Peter (2013): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band II: 17. und 18. Jahrhundert*. 2. Aufl. Bearb. v. Claudine MOULIN. Berlin.
- REIFFENSTEIN, Ingo (1992): Oberdeutsch und Hochdeutsch in Gelehrtenbriefen des 18. Jahrhunderts. In: BURGER, Harald et al. (Hrsg.): *Verborum Amor*. Berlin u. a., S. 481–501.
- REINHARD, Wolfgang (2006): *Lebensformen Europas. Eine historische Kulturanthropologie*. München.
- RIECKE, Jörg (2016): *Geschichte der deutschen Sprache*. Stuttgart.
- RIEDEL, Manfred (1995): Europäische Bewegung und deutsche Aufklärung. In: HARTWICH, Hans-Hermann (Hrsg.): *Universitätsjubiläum und Erneuerungsprozess*. Opladen, S. 95–119.
- RIEHL, Wilhelm H. (1859): Studien in alten Briefstellern. In: ders.: *Culturstudien aus drei Jahrhunderten*. Stuttgart, S. 22–37.
- RINAS, Karsten (2014): Von der Rhetorik zur Syntax: Die deutsche Interpunktionslehre im Zeitalter der Aufklärung. In: *Sprachwissenschaft* 39/2, S. 115–181.
- RINAS, Karsten (2015): Die Unfähigkeit zu zürnen? Zum Ausdruck des Zorns in Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts. In: *Wirkendes Wort* 65. Jg. Heft 3/2015, S. 467–483.
- RINAS, Karsten (2016): Formelbücher im Kontext der Sprachtheorie und Sprachkultivierung. In: HÜNECKE/AEHNELT (Hrsg.), S. 87–95.
- RINAS, Karsten (2017): *Theorie der Punkte und Striche. Die Geschichte der deutschen Interpunktionslehre*. Heidelberg.
- RINAS, Karsten (2019): Afinite Konstruktionen im Kontext der älteren Rhetorik und Stilistik. In: *Sprachwissenschaft* 44/1, S. 73–109.
- RINAS, Karsten (2021a) Zur Graphematik der Frakturschrift. In: *Beiträge zur Geschichte der Sprachwissenschaft* 31/2, S. 239–288.
- RINAS, Karsten (2021b): Wandlungen der Sprachkultur und der Syntax. Das Beispiel der Inversion nach ‚und‘. In: *Sprachwissenschaft* 46/1, S. 1–34.
- RINAS, Karsten (2021c): Afinite Konstruktionen in Grimmelshausens *Simplicissimus*. In: *Acta Facultatis Philosophicae Universitatis Ostraviensis. Studia Germanistica* Nr. 29/2021, S. 25–49.
- RINAS, Karsten (2021d): Vom genormten Satzbau zur genormten Interpunktion. In: RÖSSLER, Paul / BESL, Peter / SALLER, Anna (Hrsg.): *Vergleichende Interpunktion*. Berlin; Boston, S. 109–134.
- RINAS, Karsten (2022a): Aufgeklärter Stilwandel in Prag: Karl Heinrich Seibts Abhandlung über die Unterschiede der ‚Schreibarten‘ (1768). In: *Acta Facultatis Philosophicae Universitatis Ostraviensis. Studia Germanistica* 30/2022, S. 25–51.
- RINAS, Karsten (2022b): Des Widerspenstigen Zähmung: Gebrauch und Reflexion des Gedankenstrichs im 17. und 18. Jahrhundert. In: *Wirkendes Wort* 72/2, S. 195–229.
- ROELCKE, Thorsten (2009): *Geschichte der deutschen Sprache*. München.
- VON ROHR, Julius Bernhard (1730): *Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft Der Privat-Personen...* 2. Aufl. Berlin.
- SCAGLIONE, Aldo (1981a,b): *Komponierte Prosa von der Antike bis zur Gegenwart*. 2 Bde. Stuttgart.
- SCHILLING, Heinz (2022): *Das Christentum und die Entstehung des modernen Europa*. Freiburg; Basel; Wien.
- SCHLUMBOHM, Jürgen (1997): Gesetze, die nicht durchgesetzt werden – ein Strukturmerkmal des frühneuzeitlichen Staates? In: *Geschichte und Gesellschaft* 23, S. 647–663.
- SCHMID, Hans Ulrich (2013): *Einführung in die deutsche Sprachgeschichte*. 2. Aufl. Stuttgart; Weimar.
- SCHNEIDERS, Werner (2008): *Das Zeitalter der Aufklärung*. 4. Aufl. München.

- SCHOEPS, Hans Joachim (1978): *Deutsche Geistesgeschichte der Neuzeit. Band II.* Mainz.
- SCHOTTEL, Justus Georg (1663): *Ausführliche Arbeit von der Teutschen HauptSprache.* Braunschweig.
- SCHRÖTER, Juliane (2011): *Offenheit.* Berlin; New York.
- SCHWITALLA, Johannes (2002): Komplexe Kanzleisyntax als sozialer Stil. In: KEIM, Inken / SCHÜTTE, Wilfried (Hrsg.): *Soziale Welten und kommunikative Stile.* Tübingen, S. 379–398.
- SINEMUS, Volker (1978): *Poetik und Rhetorik im frühmodernen deutschen Staat.* Göttingen.
- ŠMÍDOVÁ, Olga (2001): Deutsch-tschechische Spiegelbilder. In: KOSCHMAL, Walter et al. (Hrsg.): *Deutsche und Tschechen.* München, S. 516–527.
- SPERBER, Hans (1929): Die Sprache der Barockzeit. In: *Zeitschrift für Deutschkunde* 43, S. 670–84.
- STAAB, Gregor (2009): Satzlehre im Rahmen der klassischen Rhetorik. In: FIX et al. (Hrsg.), S. 1498–1514.
- STEINHAUSEN, Georg (1889): *Geschichte des deutschen Briefes. Erster Teil.* Berlin.
- STEINHAUSEN, Georg (1895): Galant, Curiös und Politisch. In: *Zeitschrift für den deutschen Unterricht.* 9. Jg., S. 22–37.
- STIELER, Kaspar von (1691): *Kurze Lehrschrift Von der Hochteutschen Sprachkunst.* Anhang zu: ders.: *Der teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs.* Altdorf.
- STIELER, Kaspar von (1701): *Der Auf allerhand Vorfälle / mit ansehnlicher Menge wolgestellter BriefMuster Trefflichstversehene ganz neuerscheinende vollständige Secretarius...* Nürnberg.
- STOLLBERG-RILINGER, Barbara (2001): Rang vor Gericht. In: *Zeitschrift für Historische Forschung* 28/3, S. 385–418.
- STOLLBERG-RILINGER, Barbara (2017): *Die Aufklärung.* 4. Aufl. Stuttgart.
- STOLT, Birgit (2003): Rhetorikkonzeptionen in der Geschichte der deutschen Sprache. In: BESCH et al. (Hrsg.) (1998–2004), S. 2582–2599.
- TRUNZ, Erich (1992): *Weltbild und Dichtung im deutschen Barock.* München.
- UEDING, Gert (Hrsg.) (1992–2012): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik.* 10 Bde. Tübingen; Berlin.
- UEDING, Gert / STEINBRINK, Bernd (1994): *Grundriß der Rhetorik.* 3. Aufl. Stuttgart; Weimar.
- VELLUSIG, Robert (2000): *Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert.* Wien; Köln; Weimar.
- VOCELKA, Karl (2017): *Frühe Neuzeit 1500–1800.* 2. Aufl. Konstanz; München.
- VOLCK VON WERTHEIM, Heinrich (1746): *Auf neue Manier abgefaßter und allzeit fertiger Brief=Steller...* Chemnitz.
- VOLLMANN, Ralf (2015): ‚...und muss das Bad daher geschlossen bleiben.‘ – Die Inversion nach ‚und‘ im österreichischen Deutsch. In: *Grazer Linguistische Studien* 82, S. 91–117.
- WALCH, Johann Georg (1734): *Historische und Theologische Einleitung in die Religions=Streitigkeiten der Evangelisch-Lutherischen Kirchen. Anderer Theil.* Jena.
- WEISBACH, Werner (1921): *Der Barock als Kunst der Gegenreformation.* Berlin.
- WEISE, Christian (1691): *Curiöse Gedancken Von Deutschen Briefffen...* Dresden.
- WEISE, Christian (1693): *Christian Weisens Curiöse Gedancken Von Deutschen Versen...* 2. Aufl. Leipzig.
- WEISE, Christian (1696): *NeuErleuterter Politischer Redner.* Leipzig.
- WELLS, Christopher J. (1990): *Deutsch: eine Sprachgeschichte bis 1945.* Tübingen.
- WIESINGER, Peter (1983): Zur Entwicklung der deutschen Schriftsprache in Österreich unter dem Einfluß Gottscheds in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: NERIUS, Dieter (Hrsg.): *Entwicklungstendenzen der deutschen Sprache seit dem 18. Jahrhundert.* Berlin, S. 227–248.
- ZEDLERS LEXICON (1741) = *Johann Heinrich Zedlers Grosses vollständiges Universallexicon...* Bd. 28. Halle; Leipzig.